* * *

Das kleine Buch von 150 Seiten Umfang, das hier in einem größeren Auszug vorgestellt werden soll, habe ich stellenweise mit Rührung gelesen. Es ist der Bericht einer „kleinen Krankenschwester" über ihren Dienst im Kriegslazarett 533 an der Ostfront. Man erfährt vieles aus dem Alltag der damalig herrschenden Umstände und der ständigen Nähe des Todes, die man in anderweitigen Berichten kaum so lesen kann.

Es ist auch die Geschichte einer Liebe, die Elfriede Schade mit Hans Bartkowiak verbindet, einem Ritterkreuzträger. Man hatte, wie so viele Paare damals, die Absicht zu heiraten, und zwar möglichst schnell. Dieser Wunsch scheiterte mit großen Auswirkungen. Hans Bartkowiak kam in russischen Gefangenschaft, aus der er erst spät entlassen wurde. Dann erst konnte die ersehnte Heirat stattfinden.

Das Buch ist immer noch im Antiquariatshandel zu erwerben und sei einschränkungslos für jene empfohlen, die eine näheren Blick auf Vorgänge und Ereignisse in einem Kriegslazarett aus erster Hand werfen möchten.

Der hier ausgewählte Teil beginnt mit der Abfahrt Elfriedes zum neuen Dienstort Dnjepropetrowsk und reicht bis zu jenem Teil, bei dem sich die Autorin auf vorliegende datierte Tagebuchaufzeichnungen stützen konnte.

* * *

Anmerkung: Das Exemplar, aus dem die Kopien erstellt wurden, ist vom Vorbesitzer mit sauberen Anstreichungen, wenigen Anmerkungen und einer Bildergänzung versehen worden. Sie wurden hier nicht entfernt und können als Zeugnisse seines ähnlichen oder gleichen Erlebens gelten. Die Bildergänzung wurde als eigene Seite eingefügt und bedingte dabei die Einfügung einer Leerseite.

Elfriede Schade-Bartkowiak

Sag mir, wo die Blumen sind...

Unter der Schwesternhaube.
Kriegserinnerungen einer DRK-Schwester im II. Weltkrieg an der Ostfront.

Jahn & Ernst Verlag

Impressum:
Jahn & Ernst Verlag
Wilhelmstraße 22
2100 Hamburg 90
Telefon: 040/7 65 35 39
Erscheinungsjahr 1989
1. Auflage
Alle Rechte vorbehalten
ISBN 3-925 242-78-3

Meinen Verwundeten
und meinem Mann
gewidmet.

Wir wollten sein, wie die dinge aus ton,
gemacht aus erde und acker.

Auch, daß niemand mit uns töten kann.

Wir wollten sein wie die dinge aus ton

Inmitten
soviel
rollenden
stahls

Wir werden sein, wie die scherben
der dinge aus ton: nie mehr
ein ganzes, vielleicht
ein Aufleuchten
im wind.

Reiner Kunze

Elfriede Schade-Bartkowiak

Sag mir, wo die Blumen sind...

Unter der Schwesternhaube.
Kriegserinnerungen einer DRK-Schwester
im II. Weltkrieg an der Ostfront.

Jahn & Ernst Verlag

und liebte das gepanzerte Ungetüm wie ein kleiner Junge sein Lieblingsspielzeug. Ich glaube sogar, er liebte ihn mehr als mich!

* * *

Die folgenden Wochen und Monate — ich weiß nicht mehr, was um mich geschah! Ich machte zwar meinen Dienst, aber jenseits von Lachen und Weinen, jenseits von Licht und Dunkel, eingehüllt in die bittersüße Tristesse des ersten Schmerzes in meinem Leben.

Es war eine Traurigkeit, die zwar sehr weh tat, aber in der seltsamerweise noch etwas anderes mitschwang.

Sein Tod, der schnelle Kopfschuß während des Angriffes mit seinem geliebten Panzer, der entsprang doch genau dem Bild, das er — und auch ich damals noch — das wir uns vom Flex'schen Heldentod fürs Vaterland gemacht hatten. Er entsprach dem Epos, wie es in den Köpfen und Herzen der Jugend dieser Zeit herumgeisterte. Und in dem Sinne hatte sein Tod auch für mich keinen so großen Schrecken gehabt — so absurd das auch heute klingen mag. Ich glaubte, daß ein kleiner Schein seines Heldentums auch auf mich fiele, er war ja auch für mich ein Opfer für das geliebte Vaterland — wenn ich selbst mich schon nicht opfern konnte.

Die Ideologie der "Stolzen Trauer" ging um. Sie ließ manchen Vater den Kopf höher tragen und ließ ihn das eigene Grauen vor den Schlachtfeldern von Verdun und Douaumont vergessen. Sie ließ Mütter tränen- und klaglos durch die Straßen gehen — nur im Verborgenen erlaubten sie sich zu weinen. Sie brachte immer wieder ganze Abiturklassen dazu, sich freiwillig zu stellen. Und mich brachte sie dazu, auf Mittel und Wege zu sinnen, wie ich das Andenken an den Panzermann besser ehren könnte als hier an der Heimatfront.

So fand ich mich denn bald darauf in der Schwesternschule des Roten Kreuzes in Weimar wieder, wo man uns in der Hälfte der Zeit, die normalerweise dafür benötigt wurde, durch Theorie und Praxis paukte — ähnlich wie bei den Jungens mit ihrem Frontabitur.

* * *

Und wieder gab es einen neuen Krieg. Zwangsläufig fast, so schien es uns damals. Diesmal gegen Rußland. Nur die Alten, die nicht nur die Hölle der Sommeschlacht, sondern auch die

endlosen Weiten der Schlachtfelder in Rußland erlebt hatten, machten sehr ernste Gesichter.

Auch mein Vater! Ich war irritiert und auch enttäuscht von ihm. Wenn er in Friedenszeiten von den militärischen Reservistenübungen in seiner schmucken Uniform nach Hause kam, war ich immer so stolz auf ihn. Aber am Tage der Verkündung des Krieges gegen Rußland war er bleich geworden wie die Wand und hatte gemurmelt:

»Oh — mein Gott!«

Die Angst in den Augen der Eltern erschien mir unbegreiflich. Aber jetzt war i c h ja da und würde schon meinen Mann stehen, wenn ich auch — Gott sei's geklagt — kein Junge war.

* * *

Ein Dreivierteljahr später stand ich am Fenster eines Fronturlauberzuges und sah in die Dämmerung hinaus.

Es war kaum mehr etwas zu erkennen draußen, aber trotzdem verließ ich meinen Platz nicht. Jede nur erdenkliche Gelegenheit hatte ich in den letzten zehn Tagen ergriffen, um hinauszusehen. Nicht immer durch ein Fenster, manchmal war es auch die Waggontür eines Güterwagens.

Das Land draußen faszinierte mich, erregte mich bis in die Fingerspitzen. Das Fremde und die Abenteuer, denen ich jetzt entgegen fuhr.

Ich war jung und unerfahren damals und steckte bis zum Rand der Schwesternhaube voller Ideale und Erwartungen. Die Anrede "Schwester" war mir ja inzwischen vertraut, ebenso wie das Kleid, die Schürze und die Haube. Nur der harte Gummikragen war neu, der den Hals wundscheuerte, und das Kostüm mit den Kragenspiegeln und der Rot-Kreuz-Armbinde. Und dann die Feldausrüstung mit Brotbeutel, Feldflasche, Gasmaske und die Erkennungsmarke, die ich in einem Lederbeutelchen um den Hals trug.

Endlich hatte ich es geschafft! Ich war auf dem Weg an die Front. Der Krieg würde nicht zu Ende gehen, ohne daß ich dabei gewesen war, ohne daß auch ich mein Bestes gegeben hatte, um dem Vaterland zu dienen.

Unwillkürlich sah ich zu dem Brotbeutel hinauf, der über meinem Sitz im Gepäcknetz lag, in dem meine Marschpapiere verstaut waren. So lange hatte ich auf sie warten müssen.

Die Schwesternschule, das strenge Reglement dort, Put-

zen, Scheuern, Bettenbauen, Anatomie büffeln, chemische Analysen machen ..., das Examen. Aber auch das verbissene Streben nach einem Ziel und das Bewußtsein, ihm mit jedem Tag näherzukommen.

Ja, nun war es so weit! Mit einem kleinen Seufzer drehte ich mich um und griff mir meine Jacke, hing sie über die Schulter und machte es mir in meiner Ecke bequem, so gut es ging. Mein Gegenüber, der ältere Hauptmann von der Infanterie, rutschte bereitwillig ein Stück zur Seite, so daß ich meine Beine auf das Heizungsrohr setzen konnte, während der Eisenbahner neben mir im Halbschlaf ab und zu einen ulkigen Schnarchlaut von sich gab.

Jetzt war der Krieg für mich nicht nur mehr Druckerschwärze auf weißem Papier oder die Stimme des Rundfunksprechers vom Wehrmachtsbericht. Jetzt war ich unterwegs in Rußland.

Und ich mußte daran denken, während das Rollen und Stampfen der Räder schon kaum mehr in mein Bewußtsein drang, wie schon als kleines Kind der Name Rußland einen ungeheuren Zauber auf mich ausgeübt hatte.

Ich konnte mich stundenlang damit beschäftigen, ein Buch aus Vaters Bücherschrank anzusehen, in dem Zeichnungen aus dem alten Rußland abgebildet waren. Die Phantasie hatte mir weiße, weite Schneeflächen vorgegaukelt, über die schellenbesetzte Troikaschlitten dahinflogen, in denen vermummte Gestalten in dicken Pelzen lange Peitschen schwangen. Wölfe gab es da und Kosaken auf feurigen Pferden mit hohen Pelzmützen und endlose Eisflächen ...

Und nun fuhr ich schon tagelang durch braune, staubige Ebenen, verging fast vor Hitze und Durst. Die Russen trugen keine Pelze sondern Wattejacken, waren zerlumpt und schmutzig. Und die Panjepferdchen standen mit traurig gesenkten Köpfen und zusammengekoppelten Beinen zwischen dürrem Steppengras. Man konnte sie sich schwerlich in einem feurigen Troikagespann vorstellen.

Und wenn der Zug hielt, was sehr oft geschah — manchmal für Stunden — war er sofort von einer Schar zerlumpter, verhungert aussehender Kinder umringt, die wie der Blitz aus dem Nichts auftauchten und um Brot bettelten.

»Chleba«, Brot. Seltsam, daß dies das erste russische Wort war, das ich lernte. Die Bitte um Brot.

Ja, ich war so unerfahren und ahnungslos damals, das sagte ich schon. So ahnungslos, daß mir das Betteln um Brot beinahe ein bißchen peinlich war. Ich hatte noch nie einen Bettler gesehen, seit ich zwölf Jahre alt war, vor allem keine Kinder.

Ich fand die Situation beschämend. Aber dann hatte ich es mir angewöhnt, ebenso wie die meisten der mitfahrenden Soldaten, meine Marschverpflegung in die ausgestreckten Kinderhände zu werfen. Nur daß ich dabei nicht dieselbe Belustigung empfand wie meine Mitreisenden, wenn die Kleinen ein unentwirrbares Knäuel im Staub des Weges bildeten. Bei mir blieb immer ein Gefühl der Beschämung zurück, und ich pflegte diesem Teil der Vorstellung im Innern des Wagens mit abgewandtem Gesicht beizuwohnen.

Irgend etwas stimmte da nicht ganz und stand im Widerspruch zu dem, was ich daheim über die Kolonisation der eroberten Ostgebiete gehört hatte, und dies alles bedrückte und beunruhigte mich doch sehr für eine Weile. Dann vergaß ich es wieder — bis zum nächsten Mal, und ließ mich weiter von den rollenden Rädern in mein Abenteuer fahren.

* * *

Die Räder ratterten eintönig — tagelang — und trugen mich unaufhaltsam nach Südosten.

Der Zug war jetzt nicht mehr so voll. Der Eisenbahner und zwei Verwaltungsoffiziere waren ausgestiegen, und zwei junge Leutnants hatten dafür ihre langen Beine auf die Sitze gegenüber gelegt. Sie kamen von einer Genesungskompanie und waren auf dem Weg nach Süden zur 6. Armee. Ein braungebrannter Gebirgsjäger wollte in den Kaukasus.

»Wo wollen Sie denn hin, Schwester?«

»Ich weiß noch nicht — in Dnjepropetrowsk ist unsere Sammelstelle ...«

»Na, da sind Sie ja nicht so weit vorne. Im Sommer ist es schrecklich heiß hier, aber im Winter ...! Warme Klamotten haben sie sicher noch nicht dabei?«

Warme Klamotten — bei d e r Hitze?

»Um Himmels willen! Bis zum Winter sind wir doch sicher wieder daheim«, meinte der Leutnant.

»Haben Sie 'ne Ahnung!« Der Hauptmann sah ihn kopfschüttelnd an. »Rußland hat w e i t e Wege ...!«

Winter in Rußland! Sollte ich das doch noch erleben? Ich mußte an die hellen, frischen Sommertage in Weimar denken, an die sonnengefilterte Kühle im Park ... Die Augen geschlos-

sen, lehnte ich mich in meiner Ecke zurück und dachte ...

In Weimar war es, im letzten Drittel der Schwesternausbildung. Ich hatte mich mit Marianne im "Fürstenhof" verabredet. Bis sie kam, saß ich in der Gaststube vor einem Kaffee und spielte gelangweilt mit meinem Schlüsselbund. Ein paar Tische weiter saß noch ein Gast, ein Infanterieleutnant in einer verschossenen, viel zu weiten Feldbluse, ebenfalls vor einem Kaffee.

Man konnte schlecht dauernd aneinander vorbeisehen. Hellblaue, lustige Augen unter einer blonden Mähne. Marianne sah ihn dann natürlich auch sofort.

»Nett sieht der aus, hm?!«

Als wir gingen, zahlte er auch. Beim Auf- und Abgehen auf dem Bummel vor dem Theater sprach er uns an. Ja, die Jungen verloren nicht viel Zeit damals. Sie hatten wohl auch nicht viel Zeit, wenn man's recht bedenkt. Und ob man solchen Annäherungsversuch annahm oder nicht, das war schließlich eine Frage des Charmes, mit dem er vorgetragen wurde. Und dieser hier h a t t e Charme!

Nun — man ging zu dritt des Weges. Es war Samstag, dienstfrei, Sommer, die Sonne schien, und man lebte. Es wurde viel gelacht und gealbert.

»Ich hab' die Theaterkarten für ‚Aida' besorgt. Bleibt's bei heute Abend!«

»Tut mir leid, Mohrle, ich kann nicht. Der Onkel hat eine Gesellschaft, da muß ich helfen.« (Marianne hospitierte zur Zeit im Weinlokal ihres Onkels.)

»Ja, du bist gut! Was mache ich denn nun mit der anderen Karte!«

»Hier — bitte!« Der Infanterist hob den Finger wie ein Schuljunge in der Klasse.

Um acht vor dem Portal des wunderschönen kleinen Theaters zu Füßen der Dichterfürsten. Ich hatte mich "fein gemacht". Ein schwarzes Gebilde aus Kunstseide, viel zu lang und zu weit, gepumpt von einer Kollegin, an den Beinen schwarze Schwestern-Baumwollstrümpfe und flache Schuhe aus der Kleiderkammer — alles in allem keine sehr vorteilhafte Ausstattung. (Sein erster Gedanke, wie er später mal gestand: Anziehen muß ich ihr noch beibringen!)

Die Sänger auf der Bühne mögen verzeihen, aber viel haben wir nicht mitbekommen von der 'Aida'.

Hinterher, im schummrigen Theaterkeller, bei Kerzenlicht und einem Glas Wein — das Spiel mit den Augen.

Er hatte so einen lustigen Kranz von Fältchen um die Augen beim Lachen — und das leise aufkommende Glücksgefühl über den Flirt hinaus. Man kann doch nicht immer traurig sein in d e m Alter.

Die Jugend damals lebte doppelt intensiv und doppelt schnell. Vielleicht in der dumpfen Vorahnung dessen, was ihr noch bevorstand.

Er war Infanterist und ein Schlesier und lag im Lazarett wegen mehrerer Granatsplitterwunden an einer "unmöglichen" Stelle. In vielem ähnelte er dem Panzermann. In seiner Fröhlichkeit und dem Schalk in den Augen. Nur, daß er kein Aktiver war und nicht so vernarrt in sein Soldaten-Dasein.

Er hatte seine militärische Laufbahn bei den Dreißigern in Görlitz mit Gleichmut hingenommen, ebenso wie die Tatsache, daß er als kleiner Leutnant und Sohn einer mittelständischen Familie in einem, von Adeligen nur so wimmelnden, piekfeinen Traditionsregiment diente.

Das alles erfuhr ich an diesem Abend im Theaterkeller und auf dem Heimweg bei dem stundenlangen Palaver vor der Haustür der Schwesternunterkunft. Nicht alles an diesem einen Abend natürlich, denn es gab dann noch viele solche in den nächsten Wochen.

Naturgemäß ließ mein Lerneifer ein bißchen zu wünschen übrig durch die allabendlichen Ausgänge. Derweil saßen die anderen Lernschwestern brav über ihren Lehrbüchern. Wir standen ja kurz vor dem Staatsexamen.

Da versuchte ich halt während des Unterrichts — gegen die Müdigkeit ankämpfend — besonders gut aufzupassen. Der Rückweg abends in die Unterkunft mußte immer klammheimlich erfolgen. Klara, die Gute, legte den Schlüssel zur Haustür ins Fensterbrett. Wenn das die Frau Oberin gewußt hätte!

Alles hat mal ein Ende. Drei Tage vor dem Staatsexamen bekam er seine Entlassungspapiere zum Ersatztruppenteil. Schade — egal wie das Examen ausgehen würde — ich hätte so gerne mit ihm gefeiert!

Der Abschied auf dem Bahnhof in Weimar, mitten zwischen Unmengen von Landsern, Gepäckstücken und weinenden Frauen. Küssen in der Öffentlichkeit wurde damals n u r auf Bahnsteigen toleriert. Es soll Paare gegeben haben, die sich eigens dazu eine Bahnsteigkarte geleistet haben.

»Ich bin bald wieder bei dir!«

Er wollte seinen Genesungsurlaub mit mir verbringen, denn mir stand nach dem Examen ebenfalls Urlaub zu. Er hatte nie zu mir gesagt: »Ich liebe dich«, aber wozu verstehe ich die Augensprache? Nur seine Briefe — später — waren voller Zärtlichkeit.

Das Einzige, worin wir nicht hundertprozentig übereinstimmten, war meine Hitlerjugendbegeisterung. E r kam aus der Wanderjugend und hatte die braune Uniform nur getragen, wenn es nicht zu umgehen war.

»Braun steht mir nicht«, meinte er nur.

* * *

Dnjepropetrowsk, der Name der Stadt, der auf meinem Marschbefehl stand. Nach zehn Tagen Fahrt endlich erreicht.

Ein Stahlhelm ist ein nützlicher Gegenstand. Neben seiner eigentlichen Bestimmung, einen Soldatenkopf zu schützen, kann man damit auch Wasser holen und ihn als Waschschüssel benutzen.

300 Schwestern taten das wechselweise. Sie lagen zusammengepfercht in einem großen Steingebäude in der Stadt mit dem unaussprechlichen Namen und harrten der Dinge, die da kommen sollten — fast drei Wochen lang. Bald war der Schwung und der Elan auf dem Nullpunkt angelangt. Heiß und staubig waren die Tage und nicht minder heiß und unbequem waren die Nächte. Die Verpflegung war mäßig, und der Durst war groß. Die blütenweißen Schwesternhauben begannen langsam nicht mehr so blütenweiß und gestärkt auszusehen, und ähnlich drohte es mit der Stimmung zu werden.

Irgendwo sei man damit beschäftigt, eine Lazaretteinheit zusammenzustellen, aber das Material sei nach Frankreich fehlgeleitet worden, und man müsse warten, bis es eintrifft, hieß es.

Ich fühlte mich ein bißchen unsicher, denn ich schien die Jüngste derer mit der "Großen Brosche" zu sein, außerdem kannte ich niemanden hier. Alle anderen kamen aus Pfälzer und Saarländer Mutterhäusern, und ihr Dialekt und die etwas lauten Stimmen schreckten mich zurück. So ging ich oft spazieren in dem fremden, staubigen Ort und hatte viel Zeit zum Nachdenken.

Da war zum Beispiel die häßliche Szene am letzten Reisetag. Noch immer ballte ich wütend die Fäuste und haderte mit mir selber, weil ich nicht eingegriffen hatte:

Es war für meine Begriffe unwürdig, daß ein deutscher Wachsoldat mit lautem Gezeter hinter flüchtenden Russenfrauen herrannte, um ihnen irgend etwas Gestohlenes wieder abzujagen. Es gibt Dinge, die ein Deutscher einfach nicht tun sollte. Als deutscher Wehrmachtsangehöriger hatte man ritterlich zu sein, auch einem Feind gegenüber — vor allem als Sieger.

Empört hatte ich mich an den Hauptmann im Abteil gewandt, hatte aber nur ein Achselzucken erreicht:

»Daran werden sie sich gewöhnen müssen, Schwester! Sie werden sich überhaupt noch an vieles gewöhnen müssen, scheint mir ...«

Nein — das würde ich nicht. Ebensowenig, wie ich mir meinen Idealismus und den Glauben an die "Große Sache" würde nehmen lassen.

Ein Kriegslazarett ist ein Riesenhaufen. Unseres hatte die Nummer 533 und war unterteilt in fünf Abteilungen und die einzelnen Fachgebiete: Chirurgie, Innere, Hals-Nasen-Ohren, Augen- und Hirnchirurgie. Nur eine Gynäkologie gab es begreiflicherweise nicht, dafür aber eine H.U.G. (Haut- und Geschlechtskrankheiten).

Man hatte eine Feldpostnummer, die Einheit war motorisiert, allerdings bis jetzt recht dürftig, und das Material — wie gesagt — lag noch irgendwo in Frankreich herum. Ein Kriegslazarett steht nach dem Hauptverbandsplatz und dem Feldlazarett an dritter Stelle hinter der Front und liegt normalerweise in der Etappe. Im Augenblick war das so, es sollte allerdings nicht immer so bleiben, doch davon wußten wir noch nichts.

Drei Wochen gingen so dahin, langweilig und entnervend. Der einzige Lichtblick: Die Feldpost funktionierte.

Die Briefe von Mutti und Hans hatte ich auf einen meiner Spaziergänge durch die triste Stadt mitgenommen und las sie am Ufer des Dnjepr.

»Ich hatte mir einen Genesungsurlaub ganz anders vorgestellt ...« schreibt Hans. Ja — ich auch!

Nach dem Examen, das so völlig anders verlaufen war, als ich befürchtet hatte, (die Prüfungskommission gab mir überraschenderweise ein "Sehr gut") fuhr ich sofort nach Hause und meldete mich anschließend beim Mutterhaus Oranien in Wiesbaden an. Aber dort:

»Tut mir leid, Schwester, Sie können keinen Urlaub bekommen, Sie müssen sofort an die Front, zusammen mit noch zehn anderen Schwestern. Ihr Transport geht in drei Tagen.«

L i e b e r Himmel! Nur drei Tage! Für Impfen, Einkleiden, Marschpapiere empfangen, Heimfahren, Packen. Und wo — bitte schön — bleibt mein Urlaub?!!

Telegramm an Hans — er wollte mich ja in seinem Genesungsurlaub besuchen — und nach ein paar Stunden seine Antwort: »Ankomme morgen früh«. Ja — man verlor damals keine Zeit. Immerhin waren es 400 Kilometer und 12 Stunden Bahnfahrt von Görlitz nach Fulda.

Ich holte ihn vom Bahnhof ab und brachte ihn nach Hause in das Chaos von herumliegenden Wäschehäufchen, Uniformteilen, Gasmaske, Brotbeutel, Strümpfen, Koffer — und einer Mutti am Bügelbrett.

Während ich Namensschilder in meine Klamotten nähte, saß er geduldig dabei. Nachmittags, nach der zehnten Tasse Kaffee: »Du, Mohr«, sein Mund an meinem Ohr, »warum heiratest du mich nicht? Dann mußt du nicht raus, und ich habe dich an der Leine!«

Ich stach mich vor Schreck in den Finger. Heiraten?! Jetzt?! Ihn?! Meine Güte!!! An so etwas hatte ich überhaupt noch nicht gedacht!

Aber das war typisch Hans. Immer für eine Überraschung gut. Wie stellte er sich das um Himmels willen vor? Kannte er denn nicht den langwierigen Irrweg der Heirats-Papiere-Beschaffungs-Prozedur in unserem Staate?

Und überhaupt! Man kann doch jetzt nicht heiraten, wenn man auf dem Sprung ins große Abenteuer ist. Und wenn man sich doch noch gar nicht so richtig kennt: Knapp fünf Wochen in Weimar, abzüglich der Dienststunden.

Ich liebte ihn für diesen Antrag, denn das sollte es ja wohl sein, und ich liebte ihn überhaupt. Aber reicht das schon zum Heiraten?

Nein! Man kann so einen sentimentalen Abschied nicht ausnutzen, um geheiratet zu werden.

Ich weiß heute nicht mehr, was ich damals zu ihm sagte. Wahrscheinlich dachte er "aufgeschoben, ist nicht aufgehoben", und das dachte ich im Grunde ja auch. Jedenfalls nahmen wir unverheiratet Abschied am nächsten Tag auf dem Bahnhof in Fulda.

Er stand mit Mütterchen auf dem Bahnsteig, den Arm um

ihre schmalen Schultern gelegt, und trotz der Erwartung auf mein bevorstehendes Abenteuer tat mir doch das Herz weh, als die beiden Gestalten klein und immer kleiner wurden.

* * *

»Einige Kilometer südlich liegt ein anderes Kriegslazarett, das dringend Hilfe braucht«, verkündete eines Tages ein Stabsarzt, und ich meldete mich sofort freiwillig. Die alte Grundregel beim Kommiß kannte ich damals noch nicht: Nichts Gebotenes ablehnen, aber sich — um Himmels willen — niemals freiwillig zu etwas melden.

Nach einem Tag lang Fahrt über staubige, holprige Straßen kam der KOM in eine kleine Stadt, die sich langgestreckt zwischen endlos weiten Sonnenblumenfeldern duckte.

Die Häuser, klein und alt, weit auseinandergezogen, säumten eine breite, ungepflasterte Straße, die auf einen großen Platz mündete. Mitten auf dem Platz ein riesiger Gebäudeklotz, eine ehemals russische Kaserne. Daneben ein kubistischer Denkmalsockel ohne Denkmal. Die Kaserne war das Lazarett. Links davon lange Reihen von Soldatengräbern mit Holzkreuzen und kleinen Namenstafeln. Ihr Anblick traf mich wie ein Schock, obgleich ich damit hätte rechnen müssen. Wo ein Lazarett ist, wird auch gestorben hier im Feld. Aber so viele!

Rund um den Platz zwei- bis dreistöckige Steinhäuser. An einer Straßenecke, in Sichtweite des Lazaretts, ein ehemals pompöses Mietshaus, zur Ecke hin abgerundet: Die Unterkünfte des Lazarettpersonals.

Jetzt war das Haus nicht mehr pompös. Die Fensterscheiben waren zum Teil durch Pappe oder Strohwische ersetzt, die Lichtleitungen tot, und das einzige Mobiliar, das ich in dem Raum vorfand, der mir zugewiesen wurde, waren ein Strohsack auf der Erde und ein Moskitonetz darüber.

Am Abend schon sollte mein Dienst als Nachtschwester auf der "Großen Chirurgie" beginnen.

»Legen Sie sich hin und schlafen Sie noch ein bißchen«, hatte mir der Stabsarzt gesagt, »Sie werden es brauchen können.«

Aber ich konnte nicht. Wie hätte ich jetzt schlafen können, so kurz vor dem Neuen, Aufregenden?

Ich stand wieder auf, ging ans Fenster und sah zum Lazarett hinüber. Ich versuchte, mir auszumalen, wie es dort wohl

aussah. Und alles war wieder lebendig in mir, was ich mir unter diesem Augenblick vorgestellt hatte.

Ich zitterte vor Aufregung bei dem Gedanken, daß man mir meine geringe Erfahrung anmerken könnte. Geringe Erfahrung! Lachhaft! Überhaupt keine Erfahrung mit Frischverwundeten. Würde ich auch die Betten richtig machen können, ohne dem Patienten wehzutun? Würde ich die Verordnung richtig ausführen und nichts vergessen oder falschmachen? Sicherlich würde ich anfangs nur mit einer älteren, fronterfahrenen Schwester mitlaufen. Hoffentlich war sie nett und ließ mich einmal etwas anderes tun als nur Bettenbauen, Putzen und Schiebertragen! Sicherlich waren die Soldaten hier nicht so lustig wie im Heimatlazarett, sie mußten ja müde sein vom Kampf.

Ja! Etwas in der Art dachte ich damals. Törichte Gedanken, dumm und einfältig. Nur wußte ich zu dieser Stunde noch nicht, w i e töricht sie waren.

* * *

In einem dusteren, riesigen, steinernen Treppenhaus wartete ich auf die Stationsschwester, die mich einweisen sollte.

»Kommen Sie schnell, Schwester, ich zeige Ihnen das Nötigste. Ich bin Sr. Hedwig. Hab nicht viel Zeit, ein Lazarettzug steht am Bahnhof, wird gerade ausgeladen. Helfen Sie erst mal, den Verbandswagen aufzufüllen ...«

Tupfer drehen, Platten schneiden, gewaschene Binden aufrollen, Bestecke und Spritzen aus dem Steri nehmen. Der Verbandsraum war einfach, aber ganz gut ausgerüstet. Als wir fertig waren, ist es schon dunkel geworden, und unten vor dem Haus rollten die ersten Sanitätsfahrzeuge an.

Plötzlich ging das Licht aus.

»Verdammt! Schon wieder kein Strom! Hier, nehmen Sie die Kerze. — Tur mir leid, aber ich muß in die Entlausung. — Aber Sie werden sich schon alleine zurechtfinden! Unten sind die Kieferschüsse, hier im Saal die mit den Streckverbänden, nebenan die Bauchschüsse und die Amputationen, und oben die Lungen und die anderen ...«

»Ja — aber — Schwester Hedwig! Bin ich denn alleine?«

»Natürlich, hat man Ihnen das nicht gesagt? — Ach — keine Angst! Ich bin ja noch ein paar Stunden da, wenn was ist ...« und — weg war sie.

Ich zündete mit flatternden Händen die Kerze an und machte mich auf den Weg.

Und damit begann die grauenhafteste Nacht meines Lebens.

* * *

In jedem Winkel, in jedem Zimmer des großen Hauses stöhnte es und rief es. Bleiche, schmerzverzerrte Gesichter tauchten auf und verschwanden wieder im Dunkel. Hände griffen nach meiner Schürze und Stimmen bettelten:

»Schwester — Wasser!«

»Schwester — hilf mir!«

»Schwester — mein Bauch! Es tut so weh!«

Ich kam nicht zur Besinnung, lief von Zimmer zu Zimmer, treppauf, treppab mit meiner kleinen Kerze.

Eine Kerze. Kleines, armseliges Licht einer Kerze. Wie wenig — wie viel kann sie erleuchten — beleuchten!

Die Wahrheit! Die nackte Wahrheit über "meinen Krieg"!

Der Schein der Kerze ist so klein, und wenn man sie in der Hand trägt beim hastigen Lauf durch Gänge, Treppenhäuser und Stuben, dann flackert das Licht, verzerrt und entzerrt, und man sieht nur das, was unmittelbar vor einem ist.

Das ist Hilfe und Härte zugleich. Kein großer Überblick, dafür aber wie in einem Brennglas jede einzelne Gestalt überdeutlich in all ihrem Elend.

Brutal und rücksichtslos zerrte mich die Bestie Krieg von Lager zu Lager, entblößte gnadenlos die Wunden, die sie geschlagen hatte, verpestete die Luft um mich mit dem Geruch von Eiter, Schweiß, Blut und Kot, daß es mir den Atem nahm. Rotes schien in mein Gehirn zu sickern, wie es auf den Boden der großen Halle tropfte, und ich meinte ersticken zu müssen, wie die Kieferschüsse im Erdgeschoß, die röchelnd um ein Quentchen Luft rangen.

Nur immer einen einzelnen Fall zeigte mir der Schein der Kerze und löschte ihn wieder aus, wenn ich an das nächste Lager trat.

Nur die Begleitmusik blieb. Selbst in den Keller drang sie mir nach, wo ich mich mit vor Entsetzen geweiteten Augen verkrochen hatte, in den hintersten Winkel, vor Grauen geschüttelt, während meine Hand ängstlich darauf bedacht war, die kleine Kerzenflamme vor dem Erlöschen zu schützen.

Dann trieb es mich wieder hinauf. Tausend Hände hätte

ich haben mögen, tausend Füße. Warum konnte ich nicht schneller laufen! Hier eine Spritze, dort einen Becher Wasser, den Schieber, die Brechschale. Da war der Verband ab, und ein schwarzes Loch grinste mich an, wo einmal ein Auge war. Am Fenster blutete einer, daß die dunkle Lache schon unterm Bett stand.

In jedem Winkel, in jeder Stube stöhnte es und rief es, tauchten bleiche, schmerzverzerrte Gesichter auf und verschwanden wieder im Dunkel, bettelten fiebrige Augen um Hilfe.

Das Haus war groß, und ich verirrte mich oft. 200 Verwundete sollten es sein, und jetzt kamen laufend neue hinzu. Im Treppenhaus und in den Gängen stauten sich die Tragen mit den verhüllten Gestalten.

Im Röntgenraum lagen drei Sterbende. Ihre provisorischen Lager hatte man neben dem ewig tropfenden Wasserhahn aufgestellt. Unheimliches Gerät stand herum und ließ mich im Dunkeln darüber stolpern. Die Finsternis war erfüllt von rasselnden Atemzügen.

Ich wollte nicht dorthin gehen müssen! Ich hatte doch noch nie im Leben einen Sterbenden gesehen. Wenigstens nicht heute schon, nicht in dieser Nacht, die sowieso schon so furchtbar war!

Doch ich mußte. Schwester Hedwig schüttelte nur verständnislos den Kopf und hastete weiter zum OP.

Ich entfloh dem Ort, verkroch mich irgendwo in einem Winkel, hatte auch da Angst. Mir war schlecht. Draußen schrie etwas, und ich hörte das Stöhnen bis hierher.

Als der Morgen dann hinter den trüben Fenstern aufkam, hatte ich auch das überstanden. Die drei waren tot. Ich wußte dann nicht mehr, wie die Nacht zu Ende gegangen war. Ich wußte überhaupt nichts mehr, als nur das e i n e : Ich würde das nicht mehr tun können! Ich würde nicht noch ein einziges Mal eine Nacht in diesem grauenhaften Hause zubringen können!

* * *

Selbstverständlich tat Schwester Hedwig am nächsten Tag ihren Dienst, trotz der durchwachten Nacht. Und selbstverständlich betrat auch ich am nächsten Abend um sieben Uhr wieder das Haus, empfing eine Schürzentasche voller Morphiumampullen und Herzmittel, die Spritzengarnitur und den Abbindeschlauch, den ich mir — wie alle anderen — der Einfachheit halber um den Hals hing, damit er sofort greifbar war.

Schwester Hedwig zeigte mir, was zu zeigen war, dann verlosch das Licht wieder. Die Kerze und ihre Magie beherrschten wieder die Nacht.

In dieser Nacht bewegte ich mich wie in Trance, wie unter einem hypnotischen Zwang. Ich hatte zwar noch immer die gleiche Angst und das gleiche Gefühl des Grauens, aber ich lief durch das Haus, tat meinen Dienst, als sei das nicht ich selber, als sei das eine völlig fremde Person, diese Schwester da. Ich lief auch nicht mehr davon, wie in der letzten Nacht, blieb von selbst bei den Sterbenden. Diesmal waren es wieder zwei, die die Ärzte für "in faust" erklärt hatten.

Es gab keine Ruhe, keine Zeit zum Hinsetzen. Auch das Essen, das unten im Kasino für mich bereitstand, rührte ich nicht an. Diese Nacht war ich alleine mit 300 Schwerverwundeten und vier Russinnen, die kein Wort Deutsch verstanden.

Ich schlängelte mich zwischen den Extensionsgestängen hindurch, ohne anzustoßen, stieg über Matratzen auf dem Boden, balancierte meine Kerze durch Stuben, Korridore und Treppenhäuser wie eine Marionette, mechanisch und so, als wäre ich selbst letzte Nacht gestorben.

In der Frühe war ich unter mein Moskitonetz gekrochen wie ein verwundeter Hund, hatte den Kopf auf die gekreuzten Arme gelegt und die Zähne in den Zeigefinger gebissen, wie ich es als Kind immer getan hatte, wenn etwas scheußlich wehtat. Ich hätte schreien mögen oder weinen. Ich sehnte mich nach jemandem, der mir versichern konnte, daß das alles nicht wirklich und nur ein Alptraum war. Dann lag ich Stunde um Stunde auf dem Rücken, ohne etwas anderes zu denken als "Nein — nein!"

Bis die russische Dämmerung unvermittelt hereinbrach. Dann stand ich auf, stellte fest, daß ich den ganzen Tag mit der Haube auf dem Kopf gelegen hatte, holte mir eine andere aus dem Koffer, band sie um, strich die Schürze glatt und ging hinüber.

* * *

In jeder der kommenden Nächte starben sie. Fast alle, die ich abends im Röntgenzimmer vorfand, dazu noch andere aus den Stuben. Ich mußte dann immer die Sanitäter wecken und den Arzt zur Beglaubigung, mußte die Fieberkurven und die

Habseligkeiten im Geschäftszimmer abgeben und die Eintragungen in das Stationsbuch machen.

Mein Gott — sie starben so anders! W i e anders! Hatte ich denn gewußt, wie man starb im Krieg! Hatte uns daheim denn einer gesagt, wie das ist hier draußen? Schwarze Druckbuchstaben auf weißen Buchseiten, die Verlustmeldungen in nüchternen Zahlen im Wehrmachtsbericht, die Scheu und Hilflosigkeit beim Anblick einer schwarzgekleideten Frau auf der Straße, — ein paar Zeilen des Kompaniechefs an ein unbekanntes Mädchen: »... er war sofort tot.«

Nichts von der Armseligkeit und Trostlosigkeit auf den Strohsäcken hier in der Düsternis einer grauen russischen Kaserne. Unheroisch und jammervoll und ohne "Glanz und Gloria".

Walter Flex! Ist es wirklich wahr, daß d i e s hier nicht mehr dazugehört, weil es häßlich ist und so gar nicht heldenhaft — nicht "lichtdurchflutet und stolz"?

Und ich schämte mich. Ich schämte mich, weil ich Angst hatte. Ich hatte mich nie gefürchtet, auch als Kind nicht, im Keller oder in der Dunkelheit. Aber hier hatte ich Angst. Angst vor dem Haus und vor den Nächten. Angst vor dem Röntgenzimmer und den Geräuschen. Angst vor der Dämmerung und der Stunde, in der ich hinübergehen mußte.

Und ich schämte mich, weil mir vom Geruch im Zimmer der Bauchschüsse immer noch schlecht wurde, weil ich nur mit größter Willensanstrengung einem Kieferschuß den blutigen Schleim aus dem Rachen wischen und einem Bauchschuß den vom Blut, Eiter und Kot besudelten Strohsack säubern konnte.

Und — ich schämte mich für meine Kriegsbegeisterung und die Abenteuerlust und für den Stolz, mit dem ich verkündet hatte, daß ich jetzt endlich auch "rauskam". Und für meine Leichtgläubigkeit und Kritiklosigkeit und die falschen Ideale und ... und ...

Jetzt war nichts mehr davon da. Jetzt war ich klein und erbärmlich. Und wenn ich mich Stunde um Stunde schlaflos auf meinem Strohsack wälzte, in denen ich die Bilder von der Station nicht loswurde, wenn die Angst vor dem Kommenden mich schüttelte, dann versuchte ich verzweifelt, mich daran zu erinnern, was man uns einmal beigebracht hatte: Pflichtgefühl, Tapferkeit, Härte, Verantwortung ...

Verantwortung auch für dieses hier? Ja, auch dafür. Ob ich

wollte oder nicht, sie war da, die Verantwortung. Und s i e trieb mich jeden Abend wieder in das große Haus, ließ mich Dinge tun, vor denen mir grauste, und die ich doch nicht tun wollte! Die Verantwortung für die große Zahl hilfloser Menschen, die da lagen auf den brettharten, dünnen Strohsäcken, sich mit den Schmerzen und den Stunden herumschlugen, und die nur darauf warteten, daß sie meinen Schritt kommen und den Schimmer meiner Kerze im Gang aufleuchten sahen.

Ihretwegen mußte ich hart werden gegen mich selbst, gegen die Angst, die Gedanken und die Gefühle.

* * *

Vier Wochen waren inzwischen vergangen. Vier Wochen im Spätsommer des Jahres 1942. Waren es wirklich erst vier Wochen?

Unendlich lang erschienen mir die Nächte voller Angst und Schrecken und die Tage, an denen ich mich auf meinen Strohsack verkroch, die Arme um den Kopf gewinkelt, zusammengerollt wie ein Igel, den Körper ausgelaugt und ausgepumpt und die Müdigkeit wie eine Bleidecke auf mir.

Ganz allmählich hatte ich es gelernt, mich so weit zu beherrschen, daß mir niemand meine Angst und die Tatsache anmerkte, daß ich dieses traurige Handwerk zum ersten Mal in meinem Leben ausübte. Nach außen hin machte ich meinen Dienst wie die anderen Schwestern von der fremden Einheit, beherrscht und ruhig, und die Routine tat das Übrige. Die fremden Schwestern hatten mich wie selbstverständlich angenommen, und Sr. Hedwig empfing mich abends mit einem aufmunternden Klaps auf die Schulter.

Nur der Kampf mit mir selbst dauerte noch immer an, und der notwendige Schlaf tagsüber war bestenfalls ein dumpfer Dämmerzustand, aus dem ich ab und zu durch wirre Schreckensbilder aufschreckte. Den Rest besorgten die Flöhe, die, durch kein Moskitonetz abzuhalten, ungeniert auf mir herumhopsten.

Ab und zu versuchte ich, meine Grübeleien zu überlisten und mir andere Bilder vorzustellen: Die geliebte Gestalt von Mütterchen, die fröhliche Runde der Freunde, die liebevollen Blicke von Hans und die Spaziergänge mit ihm durch den Park von Weimar unter den lichtdurchfluteten Bäumen.

Aber das alles war so unwirklich, so weit weg. Die Erinne-

rungen hatten nicht die Kraft, die Eindrücke dieser Nächte hier zu verdrängen.

Da wären noch die Ideologien meiner Jugend gewesen, die mir dabei hätten helfen sollen. Die Liebe zu dem schönen deutschen Vaterland, das gläubige Vertrauen in die Thesen der Hitlerjugend, die schwärmerische Verehrung für die Person des Führers und der bedingungslose Glaube, daß alles gut und recht war, was er befahl — all die Dinge, die mein bisheriges Leben ausgemacht hatten.

Aber das alles war n o c h weiter weg, noch unwirklicher. Meine Kraft reichte nur aus, um des Abends aufzustehen und hinüberzugehen in das große, gnadenlose Haus, meine Angst zu verstecken und meine Arbeit zu tun — mechanisch, mit derselben erstrebenswerten Gelassenheit wie die anderen Schwestern.

* * *

Eines Tages kam ich auf die Station, als mir der Gefreite von der Schreibstube einen Brief gab.

»Für Sie, Schwester! Klappt doch prima mit der Feldpost!«

Ein Brief! Ah — ein Brief. Ja so, natürlich, man konnte ja Post bekommen. Ich drehte ihn in der Hand, las den Absender. Von Mutti. Ich seufzte — von Mutti.

Aber da kam schon Schwester Hedwig mit den Verordnungen für die Nacht:

»Ich bin bei dem Bauch in Stube 8. Wir müssen ihn festbinden, er tobt zu sehr, und Wanda wird nicht fertig mit ihm. Gucken sie doch öfter mal nach ihm. Er ist ein Künstler im Entfesseln, hat sich heute schon fünfmal den Verband abgerissen...«

Der Brief wanderte in die Tasche zu dem Notizblock, und ich begann meine Runde. Es war viel zu viel zu tun, sodaß ich den Brief vollkommen vergaß.

Vom Stalingradabschnitt war ein großer Lazarettzug angekommen, und die Tragen mit den Zugängen stauten sich unten vor der Entlausung. Nachher mußten sie im OP oder auf den Stationen frisch verbunden werden. Alle Stuben und Säle waren schon voll. Im Treppenhaus und in den Gängen war kaum ein Durchkommen. Die Russenträger schleppten zusätzliche Strohsäcke herbei. Immer mehr Sankras spieen ihre traurige Last aus. Die OP-Räume strahlten als einzige hell im Schein

der Dynamolampen. Keiner der Ärzte und Schwestern konnte in dieser Nacht hoffen, Schlaf zu finden.

Diesmal waren es vornehmlich Kiefer- und Kopfschüsse, die ausgeladen wurden. Im Erdgeschoß hatte die Genesungskompanie von gegenüber am Tag zuvor noch mehr Etagenbetten aufgestellt.

Bald füllten sich die Räume mit rasselnden Atemzügen oder unartikulierten Lauten, denn fast keiner der Verwundeten konnte richtig sprechen, wenn sie auch sonst nicht so unbeholfen waren.

Ich legte überall mit Hand an, wo es notwendig war. Half den Männern von den Tragen auf und sich in die Betten legen, befestigte die Moskitonetze gegen die Fliegen und verstaute die Habseligkeiten unter den Kopfkissen. Ich lief zum OP, um Frischoperierte in Empfang zu nehmen, holte mir Gummischläuche und Tee, mit denen ich die Durstigen tränkte ... der Tag graute fast, als der Zustrom endlich abzuebben begann.

Die Kieferstation bot ein unheimliches Bild: Durch die Etagenbetten und die Moskitonetze darüber, wirkten die Räume noch düsterer und trostloser als sonst. Die Luft war stickig, Atemzüge gingen keuchend. Unter den Netzen lagen Gestalten, die manchmal keine Ähnlichkeit mehr mit Menschen hatten. Unförmige, riesige Kopfverbände leuchteten gespenstisch aus dem Dunkel.

Jetzt endlich, beim Fiebermessen, konnte ich mich auf die Einzelnen konzentrieren. Ich schlug das Moskitonetz eines Unterbettes zurück, um das Thermometer einzulegen und den Puls zu fühlen ...

Aber — oh mein Gott! Da war nichts! Dort lag ein Körper und ein riesiger Kopfverband und seitlich noch zwei kleinere Verbände, wo bei einem Menschen die Arme beginnen?

Der Vorhang entfiel meiner Hand, und ich stand einen Moment wie gelähmt. An mein Ohr traf ein kehliger Laut, fragend, drängend. Ich nahm den Gummischlauch und den Becher mit Tee, hob den Vorhang und führte den Schlauch in das Loch in der Mitte des Kopfverbandes. Glucksend wurde der Becher halb geleert. Dann drehte sich der Verband mir zu, und wieder trafen mich die Laute.

»Was will er denn noch?« dachte ich. »Mein Gott, was kann ich tun?«

Ratlos spielten meine Finger mit Notizblock und Bleistift,

die ich für diejenigen bei mir hatte, die nicht sprechen konnten.

Aber das war doch sinnlos! Wie soll ein Mensch mit zwei amputierten Armstümpfen schreiben können? Die Gurgellaute waren nicht zu verstehen. Plötzlich — ich atmete auf — mein Gehirn schien wieder zu funktionieren. Ich hatte doch einen Mund, konnte fragen:

»Haben Sie noch Durst?« Kopfschütteln.

»Drückt der Verband — haben Sie Schmerzen?«

»Brauchen Sie den Schieber, die Flasche?«

Wieder Kopfschütteln.

»Liegen Sie schlecht?«

Auf alles und jedes reagierte das unheimliche Wesen mit einem fast unmerklichen, aber immer ungeduldiger werdenden Kopfschütteln. Ratlos ließ ich das Moskitonetz wieder sinken, worauf mir ein maßlos enttäuschtes Schnauben und Gurgeln antwortete.

Während ich weiter meine Arbeit tat — Fiebermessen, Pulsen, zu trinken geben, Wünsche erfüllen, die auf meinen Notizblock gekritzelt wurden, zermarterte ich mir das Gehirn: Was will er, was kann dieser Mensch wollen? Ein Mensch, dieses Wesen ohne Gesicht, ohne Stimme, ohne Arme. Und dieses Wesen will etwas von mir, hat einen Wunsch. Was kann ein Mensch sich wünschen, der keine Stimme, keine Augen und keine Arme mehr hat?

Wie zufällig berührte meine Hand den Brief in der Tasche — den Brief der Mutter ...

Der Brief! D a s war es!

Ich rannte zurück, zwischen den Betten hindurch und hob den Vorhang:

»Soll ich einen Brief für Sie schreiben?«

Ja — ja! Die Antwort — ein heftiges Nicken. »... ich lebe und bin auf dem Weg in die Heimat.«

Und wieder mußte ich eine Lektion im Buch des Lebens dazulernen: Sich einzuigeln und abzukapseln, Gefühle zu verdrängen, sie nach Bedarf ein- oder auszuschalten wie einen Lichtschalter — zum eigenen Seelenfrieden, als Panzer — das war nicht genug hier draußen.

Die eigenen Probleme — das erkannte ich plötzlich — meine Ängste, meine Scham darüber, mein Selbstmitleid und die Trauer um verlorene Ideale — das war ja alles so unwichtig, so klein, so nebensächlich. Diese Menschen hier brauchten nicht

nur eine Fachkraft, die Anstrengungen der Nachtwache — sie brauchten m i c h mit Haut und Haaren. Vor allem aber brauchten sie mein Mit-Fühlen, Mit-Denken, Mit-Leiden.

Es war kein leichter Lernprozeß, und die Belastung wurde nicht weniger. Ich brachte von nun an viel Zeit damit zu, nach Dienstschluß Briefe für die Verwundeten heimzuschreiben, mir Bilder ihrer Angehörigen anzusehen und mir ihre Sorgen und Nöte anzuhören. Ich erfuhr von Frauen, die daheim ein Kind erwarteten, während sie ihre Männer im Kampf um Stalingrad wußten. Ich erkannte die hilflose Sehnsucht nach daheim bei einem ganz jungen Infanteristen und erfuhr von der Ungeduld des Leutnants, schnell wieder gesund zu werden und bei seinen Männern zu sein.

Die Höhen und Tiefen des Soldatendaseins lagen vor mir wie ein aufgeschlagenes Buch. Heimweh und Sehnsucht, Angst und Verzweiflung, Mut und Tapferkeit, Leichtsinn und Fatalismus, Liebe und Zorn — die ganze Bandbreite menschlicher und männlicher Gefühle. Und wo Worte nicht ausreichten, da lernte ich in den Augen zu lesen.

Mag sein, und man sagt, daß Augen alleine keine Gefühle ausdrücken können. Aber mit den Gesichtern zusammen sprachen sie zu mir. Die Augen faszinierten mich, die blauen, braunen, trüben, fiebrigen, hellen und dunklen, jungen und alten. Mein ganzes Leben lang wird mich die Verzauberung der Augensprache nicht mehr loslassen.

* * *

Ich hätte so gerne einmal mit einer älteren, erfahrenen Schwester über all diese Dinge gesprochen. Aber sie waren alle so gehetzt, und ich war ja die Einzige, die tagsüber frei hatte.

Nachts war ich ja sowieso alleine. Bis auf die Russinnen. Aber mit ihnen konnte ich ja nicht sprechen. Unsere Konversation beschränkte sich auf ein paar Brocken — russisch oder deutsch — je nachdem, aber überwiegend aus Gesten und Mimik.

Die armen Dinger taten mir leid. Nacht für Nacht hockten sie verängstigt auf einem Schemel in den Stuben bei den vom Fieberwahn geschüttelten Männern — die ganze grauenhaft lange Nacht beim Licht einer Kerzenfunzel. Ihre Aufgabe war es, kleine Handreichungen zu machen und mich zu holen, wenn etwas Besonderes war: Blutungen zum Beispiel oder Erbrechen, wenn einer im Fieberwahn versuchte, aufzustehen,

oder sich den Verband abzureißen. Es gab ja keine Klingel an den Lagern, und das Haus war groß.

Manchmal brachte ich ihnen von meiner Marketenderschokolade oder einen Schluck Wodka, den wir literweise als Zuteilung erhielten, aber manchmal genügte es auch schon, ihnen die Hand auf die Schulter zu legen.

Diese Ukrainerinnen waren keine "Feinde". Sie hatten sich freiwillig zur Arbeit im Lazarett gemeldet — aus was für Gründen auch immer. Ich wußte genau, daß es einige der Verpflegung wegen taten. Ich wußte auch, daß hier und da Wehrmachtsgut verschwand. Wolldecken tauchten als Mäntel verarbeitet im Ortsbild auf, und die "Blaukarierten" erlebten ungeahnte Inkarnationen als Kleider und Röcke. Aber all dies wurde wettgemacht durch ihren Eifer und die Freundlichkeit und Sorgfalt im Umgang mit den Verwundeten.

Die Ukrainer waren überhaupt ein prachtvoller Menschenschlag. Ihre freundlichen, rundlichen Gesichter, ihre bäuerlich-gelassene Mentalität und ihr Geschick zum Improvisieren machten sie zu angenehmen Mitarbeitern. Neben den Frauen auf den Stationen hatte die Einheit auch eine Anzahl kriegsgefangener Russen als Träger, und auch sie gaben keinen Anlaß zur Klage. Unermüdlich schleppten sie die schweren Tragen treppauf, treppab. Vom Sankra in die Entlausung, von der Entlausung in den OP und dann auf die Stationen und dasselbe wieder umgekehrt.

Einmal war während der Nacht ein dickes Abflußrohr geplatzt, und ein stinkender Strom von Fäkalien ergoß sich ins Treppenhaus. Unsere Sanis standen ratlos und heftig diskutierend herum. Bis die Russen kamen. Im Nu hatten sie einen alten Wolldeckenfetzen herbeigezaubert und das Loch damit abgedichtet.

* * *

Wie anders war doch der Dienst hier im Feld als in der Heimat in einem deutschen Krankenhaus. Mal ganz abgesehen von den Betten, die mit den eisernen Gebilden hier nur die vier Beine gemeinsam zu haben schienen. Sie waren von undefinierbarer Farbe und ziemlich angerostet. Die Häuser in ganz Rußland waren wohl mit dieser Art von Betten ausgestattet. Auf ihren Drahtgeflechten lagen Strohsäcke.

Strohsäcke! Lieber Himmel! Häckselsäcke wäre passender. Hier im Süden gab es kaum Stroh, und durch den pausenlosen

Strom von Zu- und Abgängen, durch die ständige Besudelung mit Blut, Eiter und anderen Absonderungen (von Gummiunterlagen konnte man nur träumen) war ihr Inhalt fast zu Staub zermahlen und mit der Zeit bretthart geworden.

Nur zu oft reichten die Bettgestelle nicht aus, und die Strohsäcke lagen auf der Erde zwischen den Bettgestellen, und wir Pflegeleute mußten uns in Schlangenlinien zwischen den Lagern durchzwängen.

Improvisation wurde groß geschrieben. Es gab weder geregelte Dienstzeit, noch eingeplante Freizeit. Zwölfstunden-Tag sowieso, aber mit schöner Regelmäßigkeit wurden daraus sechzehn bis achtzehn Arbeitsstunden, und wenn die Zugänge kamen, auch mal zwanzig bis "rund-um-die-Uhr".

Eine ältere Schwester versuchte, aus der Wehrmachtsverpflegung eine einigermaßen abwechslungsreiche Kost zu zaubern. In einem Kellerraum mit dem hochtrabenden Namen "Kasino" stand immer etwas für einen schnellen Imbiß bereit. Dabei ließ es sich nicht vermeiden, daß auch die Fliegen einen reichgedeckten Tisch vorfanden. Und Fliegen g a b es!! Ganze schwarze Schwärme stoben auf, wenn jemand den Raum betrat. Ihr widerliches Gesumme klingt mir noch heute in den Ohren.

Und nicht nur Fliegen! Auch Wanzen und Läuse bevölkerten das gastliche Haus. Unaustilgbar saßen sie in den Räumen fest. Dicke Trauben fetter, schwarzer Wanzen klebten an den Wülsten der eisernen Bettgestelle und an der Decke. Wenn einmal ein Raum beim Abgang eines Lazarettzuges ganz leer wurde, dann gingen die Russenträger mit Schöpfkellen, die mit Werg gefüllt und mit Benzin oder Petroleum getränkt und angesteckt wurden, an den Eisengestellen der Betten entlang. Es stank fürchterlich, wenn die Viecher in der Hitze zerplatzten, aber man hatte dann wenigstens ein paar Tage Ruhe vor den Plagegeistern. Einmal geriet dabei ein Stapel aufgeschichteter Strohsäcke in Brand, den die Iwans gottlob mittels Wolldecken löschen konnten.

Längst hatte man sich den Ekel vor dem Getier abgewöhnt. Es gab Schwestern, die hatten ständig rotgeschwollene Handgelenke und Hälse. Die Wanzen ließen sich nachts in der Unterkunft auf unbedeckte Körperteile herunterfallen, um sich da vollzusaugen. Die Schwestern waren oft so übermüdet, daß sie erst am nächsten Morgen die Bescherung spürten.

Auch die Verwundeten litten natürlich entsetzlich unter dieser Plage. Vor allem, die in den Gipsverbänden waren ihnen ja wehrlos ausgeliefert. Ich trug nachts neben dem Abbindeschlauch und der Spritzengarnitur auch ein Stöckchen bei mir, das ich an der Spitze mit Watte und einer Mullbinde umwickelt hatte. Damit stocherte ich unter den Gipsverbänden herum, um den Gepeinigten wenigstens für Augenblicke Linderung zu verschaffen.

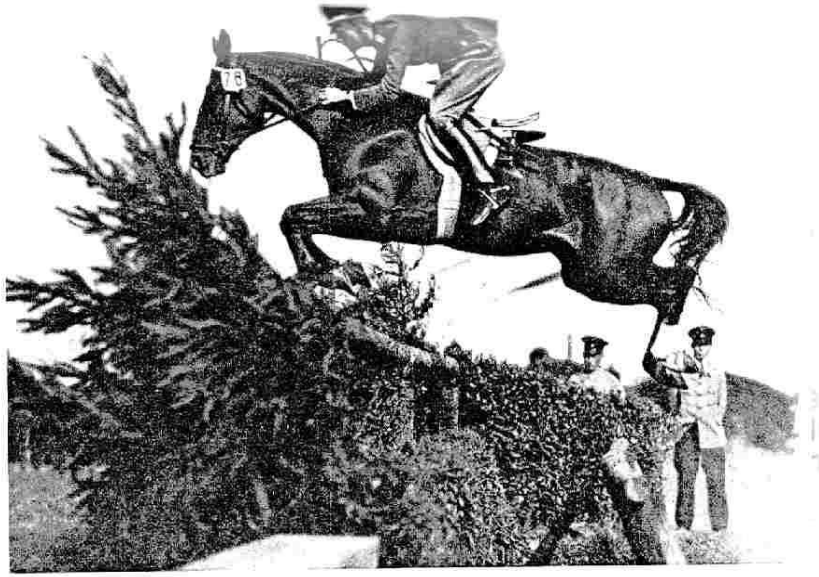
In Stube vier fand ich Nacht für Nacht einen Major aufrecht im Bett sitzend und Wanzenjagd machend. Es war Major Hasse, der bekannte Turnierreiter aus Friedenszeiten. Er hatte einen Lungenschuß. Sein schmales Gesicht verzog sich allemal zu einem triumphierenden Grinsen, wenn er wieder "10 Abschüsse" registrieren konnte. An der Wand, neben seinem Bett, klebten ganze Kolonnen von Beweisstücken, fein säuberlich in Zehnerblöcken geordnet.

Manchmal blieb ich einen Augenblick an seinem Bett stehen und sprach ein paar Worte mit ihm. Und für einen Moment traten vor mein geistiges Auge die Zeiten glänzender Friedensturniere, edle Pferde, elegante Frauen, schmucke Uniformen — eine vergangene Welt.

Der junge Leutnant zu seiner Linken lag dann immer mit weit offenen, glänzenden Augen dabei und verfolgte begierig seine Reden. Er hatte so etwas ja nicht erlebt. Er war von der Schulbank weg zum Militär gekommen und — dann hierher.

Etatmäßig standen jedem Bett zwei Garnituren Bettwäsche zu, die bekannten Blaukarierten. Aber durch den ständigen Durchgang von Zu- und Abgängen, durch die viel zu dünnen Verbandsauflagen der stark nässenden Wunden, durch Verunreinigungen von Stuhlgang und Erbrechen, war die primitive Wäscherei im Keller restlos überfordert. Eine Oberschwester in der Heimat hätte sich beim Anblick dieser "Betten" mit Schaudern abgewandt.

Dann gab es da noch die Entlausung, auch eine Institution unbekannt in einem deutschen Krankenhaus. Ein dusterer Kellerraum mit Holzpritschen ausgelegt, an der Decke Brausetassen. Die Pritschen waren glitschig, sie wurden ja nie trocken. Wie am Fließband ging es da zu: Schwestern und Sanis schnitten am Eingang die Verbände auf. Dann wurden die Männer unter die Brausen oder in einen der beiden Holzkübel gelegt, die mit Kalium-Permanganat-Lösung gefüllt waren, und abgespült. Danach trugen die Russenträger die Verwundeten zum



Derby, rechts 1931 in Aachen, spielte im Leben seines Reiters Ernst Hasse eine überragende Rolle. Er war ein Ausnahmepferd, das in Deutschland, Amerika, England, Italien und der Schweiz 65 Springen gewann, einschließlich der 11 siegreichen Nationenpreise, an denen er beteiligt war. Gezogen war Derby von dem Celler Hengst Island aus einer Stute mit Traberblut. Er besaß einen sehr starken eigenen Willen.

Daran gab es also Olympiasieger Kurt Hasse.

OP oder in die Verbandsräume auf den Stationen. Diese Reinigungsprozedur mußte vorderhand genügen, denn wir hatten weder das Personal noch die Zeit, sie täglich zu waschen. Mir selber waren als Nachtwache viel größere Freiheiten gewährt, als sie je einer alten, erfahrenen Schwester in der Heimat zugebilligt wurden.

Ich empfing zum Beispiel jeden Abend eine Schürzentasche voller ungezählter Morphiumampullen und Herzmittel, die ich nach Gutdünken spritzen konnte.

»Spritzen sie, wann immer sie denken, daß es nötig ist, Schwester. Sie haben meine ausdrückliche Erlaubnis dazu«, hatte mir der Stabsarzt gesagt. Später sollte das anders werden, als auch die Opiate, wie alle anderen Medikamente, knapp wurden.

Auch alle intravenösen Injektionen wurden ausschließlich von Schwestern gemacht, denn dazu hatte kein Arzt Zeit.

Es reichte bei ihnen gerade zu einer Blitzvisite, dann verschwanden sie eiligst wieder im OP.

Alles war knapp hier im Feld. Jeder Tupfer, jede Mullbinde mußte gewaschen werden, sterilisiert und wiederverwandt werden. Die gläsernen Rekordspritzen wurden gehütet wie ein Schatz. Wenn eine zerbrach, dauerte es oft Wochen, bis Ersatz kam. Und die Kanülen! Nach Gebrauch wurden sie durchgespült, ein Mandrin durchgezogen und wieder sterilisiert. Oft waren sie stumpf vom vielen Gebrauch, krumm oder nicht mehr durchgängig. Einmal mußte ich zwei Wochen mit fünf Kanülen in der Nacht auskommen. Bei fünfzig bis sechzig Herz- und Schmerzinjektionen ein fast aussichtsloses Unterfangen. Herzmittel mußten ja noch in halbstündlichen Intervallen gespritzt werden — "retard" war damals noch unbekannt.

Da mußte man schon mal mehrere Patienten mit einer einzigen Kanüle spritzen — einmal kurz mit Alkohol durchspülen — fertig. Es gab nie einen Spritzenabszeß — andere Komplikationen waren zweitrangig.

Das Mißverhältnis von Material, Personal und der Anzahl der Patienten war erdrückend. Wenn man deshalb in der Apotheke oder auf Kammer Sturm lief, hieß es nur achselzuckend:

»Nachschub nicht durchgekommen, Zug auf 'ne Mine gelaufen!«

Das klingt jetzt alles so trocken — aber ein bißchen Lokalkolorit muß schon sein. Anders kann niemand, der nicht dabei

war, die Schwierigkeiten ermessen, mit denen wir zu kämpfen hatten.

* * *

»Sie müssen mal an die Luft, Schwester«, hatte der Oberarzt zu mir gesagt, »sonst halten sie nicht durch!«

Recht hat er! Ich glaube, von meiner heimatlichen Sommerbräune war nicht mehr viel da. Draußen schien die Sonne strahlend von einem wolkenlosen, tiefblauen Himmel, die Fliegen machten ein heilloses Gesumme um mein Moskitonetz, und der Floh vom Dienst hopste zutraulich auf mir herum. Also stand ich auf, um ein Stück spazierenzugehen.

Die breite Straße, zu beiden Seiten von einem Graben flankiert, in dem sich allerhand Unrat angesammelt hatte, durchzog den langgestreckten Ort. Graue, einstöckige Häuser an der Hauptstraße, Lehmhütten weiter draußen. Im Zentrum, um den Platz gruppierten sich höhere Steinbauten, häßlich und kahl. In der Mitte des Platzes das obligatorische Denkmal — ein kubistischer Klotz. Aber das Denkmal fehlte. Es war vermutlich Stalin in Gips gewesen und sicherlich dem Übermut deutscher Landser zum Opfer gefallen.

Die Stadt erstreckte sich weit in einer Senke, und zwischen den Häusern sah man den Horizont als welligen Strich, ohne jeden markanten Punkt. Kein Baum, kein Strauch.

Sonnenblumenfelder in leuchtendem Gelb-Braun, soweit das Auge reichte. Die goldenen Strahlenkränze der mannshohen Sonnenblumen standen reglos in dem flimmernden Spätsommerlicht. Hier und da lugte ein wenig grau-braune Steppe hervor, auf der kleine, dürre Panjepferdchen mit stoischer Ausdauer die spärlichen, verdorrten Grashalme zupften. Ihr Fell war struppig und von Wunden und Schwären übersät. Ihre Vorderbeine waren zusammengekoppelt, und sie hüpften von Fleck zu Fleck, wobei sie fortwährend mit Kopf und Schweif um sich schlugen, um sich der Fliegenschwärme zu entledigen, die wie schwarze Trauben um Maul, Nüstern, Augen und Ohren hingen. Traurig und trostlos wie der ganze Ort.

Menschen begegnete ich nur selten. Fast nur Frauen und Kindern mit Kopftüchern. Sie sahen mir mit ruhigen, aber nicht feindseligen Blicken nach. Ab und zu schenkte mir eine der Frauen ein freundlich-schüchternes Lächeln. Eine meiner Nachtrussinnen hatte mir erzählt, daß alle Männer des Ortes in der russischen Armee seien, und die Frauen hätten nie wieder

etwas von ihnen gehört, seit sie abgeholt wurden. Auch vorher nicht, als das Land hier noch nicht von Deutschen besetzt war.

»Pan sabrali — nitschewo!«

* * *

Viele Soldaten waren inzwischen gestorben, und sie hatten anstatt mit dem Lazarettzug in die Heimat auf den Soldatenfriedhof unten gebracht werden müssen. Er lag unmittelbar neben dem Lazarett auf dem großen Platz, und die Reihen der Holzkreuze wuchsen von Tag zu Tag.

Letzte Nacht war es Meini mit der großen Rückenwunde gewesen. Granatsplitter! Nur ganz wenige Stunden war er bei Bewußtsein. Immer lag er auf dem Bauch, fuhr mit den Fingerspitzen im Fieberwahn die Dielenritzen entlang und sprach irre Worte, ohne Sinn. Wild stachen die Augen aus dem hageren Gesicht, und man hätte sich vor ihm fürchten können. Aber er war harmloser als Raabe mit dem schweren Bauchschuß. Der war immer unruhig, versuchte aufzustehen und sich den Verband abzureißen. Er griff nach jedem, der sich seinem Lager näherte und hielt ihn mit seinen knochigen, aber noch immer kräftigen Händen fest. Sein Strohsack war verklebt von Eiter und Kot, der aus der Wunde kam. Es war unmöglich, ihn sauberzuhalten, und zum Schluß mußten wir ihn sogar anbinden. Er litt kein Kleidungsstück an sich, immer lag er nackt und bloß, hatte die Wolldecke zu einer Wurst gedreht und spielte mit ihr.

Drei Wochen lag er so ohne Bewußtsein zum Schrecken der Russinnen und konnte nicht sterben, obgleich sein Leib von Gasbrand durchsetzt war. Drei Wochen hat er mit dem Pflegepersonal gerungen, während sein Leib immer mehr anschwoll und die Gasbrandblasen knisternd aus der Wunde traten. Bis er allmählich schwächer wurde, sich nicht mehr aufrichten konnte, sondern nur noch die Decke mit seinen Händen drehte.

Tot hielt er sie noch in seinen Händen.

* * *

Diese Nacht kam ein Zugang in das Bett, in dem der kleine Kanonier Meyer gelegen hatte, der mir buchstäblich innerhalb von drei Tagen unter den Händen verfallen war.

Der Neue hatte eine Rückenmarksverletzung durch Gra-

natsplitter, eine Querschnittslähmung. Als ich am Abend zu ihm trat, lag er mit geschlossenen Augen da, ein gutes, schönes Gesicht, von Bartstoppeln umrahmt und noch geschwärzt vom Kampf. Man hatte in der Entlausung nicht gewagt, ihn zu duschen. Aschblonde Haare lagen straff zurückgekämmt, und trotz des Schmutzes sah er irgendwie sauber aus — das Urbild des Aktiven. Später wachte er auf und lächelte leise, als ich ihm zu trinken gab.

»Danke, Schwester, ich habe keine Schmerzen, bin nur schrecklich müde.«

Am Bettpfosten hatten die Träger seinen Uniformrock aufgehängt, und als ich ihn zusammenrollen und unters Bett legen wollte, sah ich dicht bei der Stelle, an der das Deutsche Kreuz in Gold befestigt war, das zerfetzte, blutgetränkte Loch des Einschusses.

Stube 9 kostete mich immer die meiste Kraft und Zeit. Alle Soldaten lagen die Nacht schlaflos, die Wanzen und die Schmerzen ließen sie nicht ruhen. In der Ecke lag ein klapperdürrer Mensch. Wenn er sprach — und das tat er ununterbrochen —, klang seine Stimme wie die eines Kindes, weinerlich und klagend. Er fror immer und klapperte mit den Zähnen. Das eine Auge hatte er durch einen Granatsplitter verloren, das andere war ständig weit aufgerissen und fordernd auf mich gerichtet. Ich konnte nur nie herausfinden, was er von mir wollte. Ich konnte ihm nur immer zu trinken geben und ihn warm zudecken.

Links davon, der Kopfschuß, riß sich jedesmal den Verband ab, wenn ich das Zimmer verlassen wollte. Zwei andere Kopfschüsse versuchten immer aufzustehen und fielen dabei hin, wenn die Russin sie nicht aufhalten konnte. Zwei Schußbrüche im Beckengips wurden am meisten von den Wanzen geplagt und verlangten immer wieder von mir, daß ich ihnen den Gips aufschneiden sollte.

Als ich am nächsten Abend das Haus betrat, standen unten im Gang schon wieder die Zugänge. Verhüllte Tragen, durchblutete Verbände, müde Augen. Und noch immer rollten die Sankras und brachten neue Ladung vom Bahnhof. Viele schwere Fälle waren wieder dabei, einige starben schon kurz nach der Einlieferung. Oftmals konnten nicht einmal die Personalien festgestellt werden, weil sie bewußtlos und in den zerfetzten Uniformen keine Papiere mehr zu finden waren. Da konnte man sich nur auf die Erkennungsmarke verlassen.

X das so auch in Ostrolenka gesehen —

Manchmal fehlte sogar diese, und das bedeutete ein namenloses Grab mehr auf dem Friedhof unten.

* * *

Stube 12 hatte geräumt werden müssen, weil noch mehr OP-Räume gebraucht wurden. Für diese Nacht diente sie als Sterbezimmer, es war ja sonst kein Platz mehr frei.

Es war ein großer Raum. In der Ecke standen Latten, Handwerkszeug und zwei halbfertige OP-Tische. In der anderen Ecke hatte man das Lager des Schützen Gerhard aufgestellt. Der Oberkörper war durch zwei Wolldecken gestützt, und neben dem Lager stand eine Kiste mit dem Sauerstoffgerät, dem Spritzenkasten und der Kerze.

Ich hatte meine erste Runde beendet und konnte vorläufig hierbleiben, weil Schw. Hedwig noch auf Station war, um die Letzten aus der Entlausung zu verbinden. Ich hatte mir eine zweite Kiste an das Bett gerückt und saß fröstelnd darauf, während meine Hand die eiskalte Rechte des Jungen hielt, um den Puls zu kontrollieren.

Langsam schlichen die Minuten. Es war ungewohnt, so ruhig dazusitzen und dem Pulsschlag der Ewigkeit zu lauschen. Die Kerze war abgebrannt und durch eine neue ersetzt. Der Oberarzt hatte im blutbespritzten Mantel kurz hereingeschaut, eine Spritze gemacht und mich achselzuckend angesehen. Gesprochen wurde nichts — ich wußte auch so Bescheid.

Nur ganz selten schlug der junge Soldat die Augen auf, verlangte zu trinken. Wenn ich ihm den kalten Schweiß von der Stirne wischte, machte mein Schatten an der Wand riesengroß alle Bewegungen mit.

Dann wieder saß ich und sah in dies Gesicht, das noch so jung war und doch schon so alt, das Leidensfalten um den Mund trug und doch noch kaum Ansätze von Bartflaum zeigte. Ich meinte, durch den Brustverband hindurch die Gasbrandblasen knistern zu hören.

Ich mußte an eine Szene aus dem Film "Annelie" denken, den ich vor wieviel Ewigkeiten in der Heimat gesehen hatte. Die Szenerie war ganz ähnlich: Der kahle Raum, das armselige Lager, die Kerze und ihr Schatten an der Wand. Und doch — wie anders war dies hier! Keine Filmkulisse, keine Spur von Romantik, keine Pose, kein Epos vom Heldentod für das Vaterland. Nur Einsamkeit, Hoffnungslosigkeit und die Hilflosigkeit des Mitleids.

Schon seit einer Weile wurde der Atem kürzer, trotz der Herzspritze. Lange Pausen entstanden zwischen den Zügen, dann hörte er ganz auf. Das Gesicht des Jungen war seltsam klein und verloren geworden.

Ich stellte das Sauerstoffgerät ab und trat ans Fenster, sah hinaus in die dunkle russische Nacht. Unhörbar, auf leisen Sohlen, verschwand der Tod aus dem Raum.

Dann ordnete ich die paar Habseligkeiten eines Frontsoldaten — es hatte alles zusammen in einem Taschentuch Platz, dessen vier Ecken ich zusammenknotete, brach die Erkennungsmarke durch und machte das Kreuz mit den Querbalken auf die Fieberkurve. Und dann begann ich die letzte Arbeit an dem jungen Gerhard, drückte ihm die Augen zu, entfernte die Pölster und deckte ihn zu. Als die Russen dann mit der Trage kamen, ging ich hinaus und hinüber in die Betriebsamkeit der Zugänge. Noch ein Bauchschuß starb diese Nacht und ein Amputierter aus Stube 9.

* * *

Dem gelähmten Hauptmann mit der Rückenmarksverletzung ging es relativ gut. Er hatte wenigstens keine Schmerzen, wenn es auch eine ständige Pein für ihn bedeutete, wenn ich ihn katherisieren mußte und nach dem Stuhlgang frisch betten. Meist lag er mit geschlossenen Augen da, immer in dergleichen Haltung mit angelegten Armen, die blonden Haare glatt zurückgestrichen — das Urbild des Offiziers der alten Schule. Wenn ich an sein Bett trat und ihn mit der Kerze anleuchtete, schlug er gewöhnlich die Augen auf und lächelte mich an:

»Bleiben Sie doch ein bißchen!«

Und dann hockte ich mich schon mal für ein paar Minuten zu ihm auf den Bettrand, und er sprach mit leiser Stimme von seiner Kompanie und von seinem Leben. Und davon, wie sehr er sich freute, jetzt bald seine kleine Tochter in den Arm nehmen zu können, die er noch gar nicht gesehen hatte.

»Ich werde doch sicher mit dem nächsten Lazarettzug in die Heimat verlegt, nicht wahr, Schwester? Was meinen Sie — werde ich zur Frühjahrsoffensive wieder bei meinen Männern sein?«

Und ich nickte dazu und sagte, daß man das in der Heimat entscheiden wird, und daß dort wunderbar für ihn gesorgt werden wird — die üblichen Redensarten, wenn man nicht die

Wahrheit sagen kann oder will. Die Wahrheit, die in seinem Fall so ausgesehen hätte, wie sie der Stabsarzt heute früh vor seinem Zimmer ausgedrückt hatte:

»Wenn ich könnte, Schwester, würde ich ihm seine Pistole neben das Bett legen!« Man muß das verstehen! Eine Querschnittslähmung, das bedeutete damals ein langes Siechtum und eine Lebenserwartung von meist nur sechs bis acht Jahren.

Sie lagen monatelang regungslos auf dem Rücken, ohne daß man es gewagt hätte, sie einmal herumzudrehen, aus Angst, daß durch eine Verschiebung der Wirbelkörper der Tod eintreten könnte.

Sie starben meist qualvoll und langsam an den Dekubituswunden, die sie sich durch das lange Liegen zuzogen. Oder sie starben an Nieren- oder Herzversagen, denn auch eine regelmäßige Urinkontrolle, wie man sie später praktizieren wird, war damals noch unüblich — ganz zu schweigen von Spezialbetten und Elektro-Rollstühlen ...

Jeden Morgen, ehe ich von Station ging, machte ich noch schnell einen Sprung nach Stube 15. Dort lag ebenfalls ein Querschnitt.

Die stillen Augen dieses Menschen hatten es mir angetan. Ein Feldwebel war es, ein Kärntner. Ein großer Mann mit einem fast eckigen Gesicht. Er lag, genau wie der Hauptmann, ausgestreckt auf dem Rücken, sprach wenig, und er machte mir des nachts kaum Arbeit.

Einmal hatte ich ihn nach seiner Heimat gefragt, und wir kamen über die Berge in ein Gespräch. Anfangs hatte ich mich nur gefreut, daß ich in diesem verschlossenen Mann irgend ein Interesse geweckt hatte, aber dann begannen auch mir die paar Sätze Freude zu machen. Ich war immer wieder angerührt davon, mit welcher Innigkeit und Liebe er von seiner schönen Heimat sprach. Diesen Morgen brachte ich ihm einen Apfel, den mir eine der Russinnen mitgebracht hatte, und er freute sich darüber wie ein Kind.

»Wie arm — wie reich sind wir doch«, dachte ich, »daß ein Mensch sich über einen kleinen Apfel so freuen kann!«

»Bittschön, Schwesterl, setzen's a bisserl her zu mir. I freu mich allweil auf die Früh, wenn sie kommen. Sie san der einzige Mensch da herum, der mei Hoamatl kennt und mit dem i drüber reden kann!«

Da saß ich nun auf der Bettkante. Rings die Verwundeten

schliefen mehr oder weniger unruhig, und es war, als sei ich mit diesem Menschen alleine auf der Welt. Alleine mit ihm und seiner Sehnsucht. Und während er mit leiser Stimme sprach, stiegen vor meinem inneren Auge die Berge in Kärnten auf, die ich vor Ewigkeiten kennen und lieben gelernt hatte. »Mei' Madel is aus'm selben Dorf. I hab's so liab, aber i werd ihr den Ring z'rückschicken. Sie soll kein' Krüppel zum Mann kriegen.«

Und nach einer kleinen, nachdenklichen Pause: »I werd's sowieso nimmer sehn können ... genau wia die Berg'. Sehn's Schwesterl, drum bin i so froh, daß i mit ihnen reden kann. Dann is mir, als wär i noch einmal dort...«

Ganz ruhig sagte er das, ohne Bitterkeit, mit der stillen Gelassenheit der Gebirgler, die mit Begriffen wie Leben und Tod seit Urzeiten vertraut sind.

Und ich selber saß da und beschäftigte mich intensiv mit dem Schälen des kleinen Apfels, um ihn nicht ansehen zu müssen, weil ich Angst hatte, die Beherrschung zu verlieren. Und weil ich fühlte, daß man diesem Mann nicht mit leeren Phrasen kommen konnte.

* * *

Im Verbandszimmer stand in der nächsten Nacht das Lager eines Frischamputierten aus dem Saal: Gasbrand. Bisher war es ihm relativ gut gegangen, aber seit gestern war der Brand trotz der Amputation weitergegangen, dahin, wo man nichts mehr wegschneiden kann, in den Unterleib. Die Sulfonamide versagten, der Kreislauf wurde schwächer, und der Stabsarzt hatte jede Hoffnung aufgegeben. Heidinger, so stand sein Name auf der Fieberkurve, sah mich mit großen Augen an, als ich ihn hinüberschaffen ließ.

»Warum, Schwester?«

»Damit Sie mehr Ruhe haben als im Saal. Außerdem ist es bequemer für mich, ich bin dann öfter in Ihrer Nähe, wenn Sie mich brauchen.«

»Ach, Schwester!« ein listiges Augenzwinkern ließ mich fröstein. »Warum sagen Sie nicht die Wahrheit? Ich weiß doch Bescheid! Diese Einzelhaft hat noch keiner überstanden!«

Was soll man darauf sagen! Immer lügen, immer falsche Hoffnungen machen! Dann lag er still und sah mit großen Augen in den dämmerigen Morgen, der langsam hinter den trüben Fenstern aufstieg. Einer der berückend schönen russischen Spätsommermorgen. Draußen fingen die Vögel an zu

singen. Ich hob seinen Kopf ein wenig und zeigte ihm die Sonne.

»Die seh ich nun auch zum letzten Mal!«

Auf mein stummes Kopfschütteln antwortete er mit einem wehmütigen Lächeln, das wohl weise und abgeklärt sein sollte, das aber in seiner hilflosen Tapferkeit seine Angst nur noch mehr zeigte.

»Sie bleiben doch bei mir, Schwester, wenn's zu Ende geht, nicht wahr!« Die Stimme wurde fast flehend. »Lassen Sie mich nicht alleine!«

Ich muß ihn wohl beruhigt haben, denn er sank aufseufzend auf das Lager zurück.

»Grüßen Sie mir meine Frau, Schwester, schreiben Sie ihr, daß ich ihr für alles danke ... und die Kinder ... Können Sie den Pfarrer holen?«

Ich lief zum Geschäftszimmer, telefonierte nach dem Kriegspfarrer — es war schon das zweite Mal, daß ich ihn diese Nacht rufen mußte. Dann rannte ich, immer zwei Stufen auf einmal nehmend, hinauf zu den Bauchschüssen und der Blutungsgefahr im Saal, machte im Vorbeigehen bei einem Kopfschuß eine Herzspritze und gab einem Kieferschuß aus der Sonde zu trinken. All das, während mein Gehirn sich gegen das Kommende zu wappnen versuchte.

»Er weiß und fühlt alles! Ich muß mich beherrschen! Oh Gott — gib ihm eine gnädige Ohnmacht! Es ist das erste Mal, daß einer mit vollem Bewußtsein stirbt. Wenn ich ihm nur helfen könnte«, dachte ich.

Dann gab ich ihm wieder eine Herzspritze. Der ganze Raum erschien ausgefüllt von Gasbrand und Tod. Der Oberarzt, der vor einer Weile mit mir an seinem Lager gestanden hatte, meinte, die Spritzen seien sinnlos.

»Aber wenn Sie sie weitergeben wollen, Schwester, wenn es Ihr sensibles Gemüt beruhigt«, ein ironischer Seitenblick streifte mich, »dann tun Sie das meinetwegen. Hier kann nichts mehr genützt und nichts mehr geschadet werden.«

Heidingers Hände fuhren jetzt unruhig auf der Decke hin und her.

»Warum geben Sie mir denn noch Herzspritzen, Schwester? Sie wissen doch so gut wie ich, daß bei mir nichts mehr zu machen ist. Geben Sie mir eine andere Sprize — daß es schneller geht! Sie brauchen doch nur ein bißchen L u f t hinein zu tun.«

Ich versuchte vergeblich, ihn abzulenken. Manchmal schien sich sein Geist zu verwirren, dann verlangte er wieder dringend nach einer "anderen" Spritze.

»Dauert das Sterben immer so lange? Mach doch ein Ende, Schwester! Ich habe doch abgeschlossen mit dem Leben.«

Da — endlich kam der Kriegspfarrer. Ich atmete auf. Aber Heidinger ließ meine Hand nicht los.

»Bleib da, Schwester! Du hast es doch versprochen! Gell, Pfarrer, die Schwester kann bleiben?«

Der Pfarrer nickte stumm, als er sich am Lager niedersetzte, dann sprach er leise mit ihm, las aus einem Buch. Der Soldat lag da, die Augen geschlossen. Hörte er überhaupt zu? Seine Hand hielt mein Handgelenk fest umklammert. Dann:

»Wann — Schwester? Wann ist es so weit?«

Mein Blick irrte hilflos zum Gesicht des Pfarrers, der starr aufgerichtet in seiner feldgrauen Uniform an der anderen Seite des Lagers saß. Das Kreuz auf dem grauen Tuch leuchtete. Er sah nicht auf, las mit ruhiger Stimme weiter. Er hat ja recht! Dazu kann man nichts sagen. Der Soldat verlangte wohl auch keine Antwort, sein Blick war jetzt zur Decke gerichtet.

Die Worte des Pfarrers hingen fast greifbar in der Luft. Seine Stimme drang in mein Bewußtsein wie eine beruhigende Hand. Es waren Worte, die ich lange nicht gehört hatte — auch hier war ich ja ein echtes Kind meiner Zeit gewesen. Sie klangen fremd und doch vertraut, wie die Erinnerung an eine ferne, friedliche Zeit, als ich noch ganz klein war. Wie — ja wie die Weihnachtsgeschichte, die noch immer am Heiligen Abend zu Hause verlesen wurde.

»Schwester!! Ich habe Schmerzen! Hilf mir doch!«

Da nahm ich die Morphiumampulle, das Glas zerbrach, und die Nadel senkte sich in seinen Arm. Der Pfarrer und ich, wir sahen uns an. Er nickte. Und vor mir stand der Oberarzt und nickte auch, und ich hörte seine stets etwas spöttische Stimme: »Morphium haben Sie ja für den Fall, daß Sie sich meiner Ansicht anschließen können ...«

Zwei weitoffene Augen sahen mich an, ein zerquältes Gesicht glättete sich:

»Danke, Schwester! Ich hab gewußt, daß du mich nicht im Stich läßt!«

Das Ende war dann ruhig, beinahe friedlich. Der Pfarrer saß noch immer regungslos am jenseitigen Kopfende. Sein Gesicht war beherrscht und müde. Keiner hätte ihm angemerkt, daß er das Gleiche Tag für Tag und Nacht für Nacht erlebte. Aber seine Beherrschtheit war anders als meine. Das fühlte ich instinktiv, und in diesem Augenblick beneidete ich ihn brennend darum. Irgend etwas hatte ich verloren und den Verlust erst jetzt gemerkt.

Ich sehnte mich danach, den Pfarrer um ein Gespräch zu bitten, aber dann brachte ich es doch nicht fertig, diesen müden Mann seiner wohlverdienten Ruhe zu berauben. Auch er war ja nur ein Mensch, der an seine Grenzen stieß. Und außerdem — es war dafür ja auch keine Zeit!

* * *

In diese Zeitspanne fiel die erste Begegnung mit der Oberschwester meiner eigenen Einheit, und die entbehrte nicht der Komik:

Im dünnen Halbschlaf auf meinem Strohsack hörte ich eines Nachmittags vor der Tür meiner Unterkunft die dringliche Stimme einer Schwester, die irgend etwas von einer Russin zu wollen schien. Aber anscheinend konnten sich die beiden nicht verständigen. Ich stand auf und ging zur Tür. Draußen erklang ein Kauderwelsch — es hörte sich an wie "Gack gack gack" — "Du nicht verstehen!"

Du meine Güte! Ich schüttelte den Kopf. Warum die Deutschen mit den Russen immer in der albernen Kleinkindersprache reden müssen. Draußen sah ich mich einer älteren Vollschwester mit dem großen Schwesternkreuz an der Kette gegenüber, die eifrig gestikulierend einer jungen Russin etwas klarzumachen versuchte. Ein scharfer Blick traf mich aus dem altersiosen Gesicht:

»Dieses dumme Ding versteht mich nicht! Ich will doch nur, daß sie mir ein paar Eier besorgt!«

Belustigt wandte ich mich an die Russin:

»Jaica — dajtje jaica, Pschalista!«

»Oh, boische moi! Jaica — charoscho!« und ein Wortschwall ergoß sich über uns, ehe die junge Russin befriedigt abzog.

»Ich bin Oberschwester Maria von 533«, wieder traf mich ein forschender Blick aus hellblauen, wachen Augen. »Und was machen Sie hier, Schwester? Haben Sie denn nichts zu tun um diese Zeit?«

Die Erklärung, daß ich Nachtschwester bin und hier nur ausgeborgt, beruhigte sie sofort.

»Sehr interessant. Da werden wir uns in nächster Zeit zweifellos noch öfter sehen! Aber — wenn ich bitten darf, Schwester, — verlassen Sie ihr Zimmer n u r in korrektem Anzug!«

Verdutzt sah ich der kerzengeraden Gestalt nach. Halb belustigt, halb ärgerlich dachte ich, daß sich die Oberschwester ja eigentlich für die Hilfe beim Eierhandel hätte bedanken können! »Sorgen hat die!!«

* * *

Im Bauchzimmer waren über Nacht zwei Soldaten gestorben, die Strohsäcke schon wieder neu belegt. Im Lungenzimmer lagen die mit den Bülaudrainagen apathisch. Die Säle hatten auch wieder Zugänge bekommen, meist Oberschenkelschußbrüche. Bei einigen bestand erhöhte Blutungsgefahr.

Im Kämmerchen hinter dem Verbandsraum im 1. Stock standen heute zwei Betten mit Exituskandidaten, wie es im Medizinerjargon so schön heißt. Beide hatten Gasbrand.

Fiebrige, unruhige Augen sahen mich an, als ich zu ihnen kam. Hände fuhren auf den Wolldecken umher, griffen nach Unsichtbarem. Die Leiber waren aufgetrieben. Der dunkle Junge, ein Leutnant, hielt in einer Hand einen bunten Seidenschal, wie ihn die Mädels daheim zu tragen pflegen. Er verlangte zu trinken. Ich darf ihm geben, soviel er will, trotz Bauchschuß, ihm schadet nichts mehr, hatte der Oberarzt gesagt.

Der andere, bärtige, ein älterer Feldwebel, rührte sich nicht, röchelte nur leise.

In Stube 9 entdeckte ich bei meinem Rundgang eine starke Blutung. Ich band am Oberschenkel ab, und der Soldat fragte ganz erstaunt, was ich da mache. Er selber hatte nichts davon gemerkt. Dann lief ich zum Lager der Russen, weckte Arzt und OP-Schwester und holte den Blutspender. Es war manchmal nicht leicht, den richtigen Blutspender zu bekommen — meist mußte ein Sanitätsdienstgrad herhalten. Blutkonserven waren ja damals noch unbekannt.

Ins Kämmerchen zurückgekommen, war der Bärtige noch stiller geworden — tot. Beim Schein der Kerze legte ich die Tupfer auf, entfernte Kissen und Pölster und brach die Erkennungsmarke durch. Dann holte ich die Russenträger aus dem OP, sagte dem Arzt Bescheid und dem diensthabenden Sani.

Laut polterten ihre Stiefel über die Gänge, als sie in weißen Mänteln und mit der Infektionstrage kamen.

Der Leutnant verlangte nach einer Flasche Sekt. Warum soll er keinen Sekt trinken? Sein Leib war steinhart und aufgetrieben, aus der Wunde kamen stinkende Gasbrandblasen. Ich gab ihm einen Schluck Sekt. Er nippte nur, dann hatte er es schon wieder vergessen, redete irre, unverständliche Worte. Bei jedem Atemzug knisterte die Bauchwand. Lange würde es wohl nicht mehr mit ihm dauern.

Als im Morgendämmern draußen die Motoren der Transportkolonnen zu orgeln begannen, starb auch der Leutnant. Er war ganz still während der letzten Stunde, hielt nur das bunte Seidentuch fest an die Brust gepreßt. Ich bat den Sanitäter, ihn so zu beerdigen.

Und wieder würde ein Mädchen in der Heimat weinen, weil sein Liebster gefallen war!

* * *

Wie der Blitz aus heiterem Himmel kam eines Tages die Nachricht, daß das Kriegslazarett verlegt und unsere eigene Einheit das Haus übernehmen wird. Die "auf Eis" gelegte Schwesternschaft wurde von der mir ja schon bekannten Oberschwester eingeteilt. Die Vollschwestern übernahmen die Stationen, die Hilfskräfte wurden ihnen zugeteilt.

Ich sollte das oberste Stockwerk mit dem großen Saal der Streckverbände bekommen, dazu noch drei kleinere Stuben, in denen normalerweise acht Betten Platz hatten. Außerdem war da ein Verbandszimmer, ein Abstellraum für Material und ein Verschlag im Treppenhaus — durch eine Wolldecke abgeteilt — der mir als Stationszimmer dienen sollte. Darin standen ein Tisch, ein Stuhl und ein Regal mit dem Apothekenschrank. Ich kannte hier alles gut, es hatte ja zu meinem Nachtwachen-Bereich gehört.

Ich bekam einen Tag Ruhepause nach den sechs Wochen Nachtwache, den ich abwechselnd schlafend und grübelnd auf meinem Strohsack verbrachte.

Als erstes ging ich in der Frühe zu dem gelähmten Hauptmann. Er lag frisch und heiter, wie immer, in seinem Bett und lachte mir entgegen. Mit Absicht war mein erster Gang an diesem Morgen zu ihm. Bei diesem prachtvollen Menschen wollte ich mir ein gutes Omen für den Anfang holen.

»N'Morgen, Stationsschwesterlein! Na — wie fühlen Sie sich in Ihrer neuen Würde?«

»Also — wenn ich ehrlich sein soll — ich habe Bammel!«

»Ach was — es wird schon schiefgehen!«

Er schenkte mir ein aufmunterndes Lächeln.

Ja, ich fühlte mich doch recht verzagt. Nachts, da hatte ich mich durchbeißen müssen. Ich war alleine, die Arbeit kam da, wo es rief, wo ich gebraucht wurde. Aber eine Station zu führen, das war etwas anderes. Die Zusammenarbeit mit mindestens drei verschiedenen Ärzten, die übermüdet und entnervt nicht grade zu den Nachsichtigsten zählen würden.

Dazu kam der rein organisatorische Teil: Papierkrieg, Medikamentenverwaltung, Verpflegung, Visiten, die Aufsicht über das zugeteilte Pflegepersonal. Es gab zwei Schwesternhelferinnen, einen Sanitätsdienstgrad, sechs russische Putzfrauen und zwei Kriegsgefangene als Träger.

Das alles zusätzlich zu der Pflegearbeit: Spritzen, Infusionen, Zu- und Abgänge versorgen und — Verbinden, Verbinden, Verbinden.

Naja, es wird schon schiefgehen, hatte der Hauptmann gesagt.

Während ich ihn frisch bettete nach dem Stuhlgang... plötzlich: »Schwester — mir wird so komisch — keine Luft...« und noch einmal: »Schwester!«

Erschrocken sah ich in sein angestrengtes Gesicht, sah, wie er nach Atem rang ...

Um Gottes willen — Embolie!

Ich rannte ins Verbandszimmer, machte fieberhaft eine Lobelinspritze fertig. Anja, die Russin war inzwischen zum Arzt gelaufen. An der Tür stieß ich mit ihr zusammen:

»Siestra — Hauptmann kaputt ...!«

»Nein, das kann doch nicht sein! Er liegt doch da wie sonst — auf dem Rücken — die Augen geschlossen ...« dachte ich. »Sicher — bestimmt ist er nur erschöpft vom Luftmangel ...«

Aber kein Atemzug hob die Brust, kein Muskel zuckte in dem wie schlafenden Gesicht. Mechanisch griff ich nach dem Puls, legte mein Ohr auf die Brust — nichts!

Tot!

Mein erster Patient auf meiner Station ist tot!

Und bei ihm wollte ich mir Mut holen für das Kommende. Und die Worte fielen mir wieder ein, die der Oberarzt neulich in

der Nachtwache zu mir gesagt hatte: »Wenn ich dürfte, würde ich ihm die Pistole neben das Bett legen ...«

Vielleicht war es ja gut so. Aber ich hätte ihm doch das Wiedersehen mit seiner Familie noch einmal gegönnt und mit seinem Kind.

* * *

Alles war verändert im Haus. Nicht nur, daß die alten, fronterfahrenen Schwestern fort waren, sie hatten auch alles mitgenommen, was an Gerät und Ausrüstung vorhanden war. Natürlich, es gehörte ja ihrer Einheit. Und unsere Einheit hatte nichts — oder kaum etwas — mitgebracht, weil das meiste Material noch immer in Frankreich liege.

Einerlei, da standen wir nun und mußten sehen, wie wir zurechtkamen. Das Haus voll belegt mit Patienten, die seither den Umständen entsprechend versorgt waren.

Nun gab es kein Bettzeug — nur das, auf dem sie lagen. Es gab nicht genügend Eßgeschirr, keine Urinflaschen — wir halfen uns mit leeren Konservendosen, der "Büchs" — und nur ganze drei Schieber für ungefähr achtzig Mann. Keiner der hageren, durchgelegenen Rücken konnte durch einen Gummiring gepolstert werden. Wenn ein Bett frei wurde, dann schickte ich eine der Russenfrauen mit dem Bettzeug in die Entlausung, ließ es dort einmal kurz durch heißes Wasser ziehen und über dem Treppengeländer trocknen.

Ich konnte nur die notwendigsten Verbände wechseln, es fehlte an Medikamenten und Verbandszeug. Zellstoff und Mull waren Mangelware.

Zu essen gab es täglich "Drahtverhau", die liebevolle Bezeichnung für getrockneten Kohl, "Gummiwurst", dünngestrichene Kunsthonigbrote und Tee. Keinen Wein, keinen Sekt zur Stärkung, keine Butter, nichts, was nur entfernt an Krankenkost erinnert hätte.

Die alte Einheit hatte ja auch nicht üppig gelebt, aber dies hier war schlichtweg eine Katastrophe. Wenn je Improvisation verlangt wurde, dann jetzt und hier.

* * *

In Stube 5 ist der junge Gefreite Schmitz gestorben — Bauchschuß.

»Mein Vater ist im Weltkrieg durch einen Bauchschuß gefallen«, hatte er mir noch am Tag zuvor gesagt. Es sei das

Schicksal aller Schmitze. Seine Frau erwartet in Kürze ein Kind. Ich schrieb ihr nachts um 12 Uhr hinter meinem Deckenverschlag. So, wie ich es bei allen tat, die bei mir gestorben waren.

W i e war denn das? Ich erinnerte mich an die Zeit, als ich noch in der Heimat war, im Polen- und Frankreichfeldzug. Da erschien im vollen Wichs und mit ernstem, feierlichem Gesicht der Ortsgruppenleiter der Partei und brachte so einer armen Frau die Nachricht, daß ihr Mann — ihr Sohn — auf dem Felde der Ehre gefallen war, zum Ruhme des Vaterlandes. Und er sagte ihr, daß sie sich hinfort zu den Heldenmüttern der Nation zählen konnte, der Dank des Vaterlands sei ihr gewiß!

Damals war mir noch nicht die grausame Ironie zu Bewußtsein gekommen. Ich fand es ganz in Ordnung, daß man die Gefallenen auf diese Weise ehrte. Erst jetzt begriff ich, daß die braune Gestalt zu dem bestgefürchteten, bestgehaßten Mann in der Stadt geworden war.

Nun hatte ich mich dieser Aufgabe freiwillig unterzogen, auch wenn ich noch so müde war. Aber ich glaubte einfach, es den Männern schuldig zu sein und hoffte nur, daß die Frauen meine Motive verstanden. Ich wollte sie ja nicht zu Heldenmüttern machen, sondern ihnen nur sagen, daß ihre Männer nicht alleine sterben mußten.

* * *

Diesen Morgen — ich stand gerade mit der Küchenschwester zusammen, einer gutmütigen Pfälzerin, die verzweifelt versuchte, etwas "Anständiges" aus der Wehrmachtsverpflegung zu machen — kam ein Landser mit Marschgepäck in die Küche. Oft holten sich die Soldaten auf dem weiten Weg zu ihrer Einheit hier einen Teller heißer Suppe.

Aber das war doch — ich glaubte zu träumen — Walter Enders, der Junge aus unserem Viertel zu Hause.

»Menschenskind — das gibt's doch nicht!« Wir fielen uns um den Hals. Wie ist die Welt doch klein.

»Wo kommst du her — wo willst du hin?«

»Geradewegs vom Föllsch-Foll — auf dem Weg in den Kaukasus.«

»Erzähl doch — wie sieht es aus daheim?«

»Na bestens! Die Stimmung ist gut — ich habe mich rundherum vollgefuttert. Bloß es war nicht viel los, ist ja keiner

mehr da. Kritsch ist bei der Marine gelandet — Gerda hat geheiratet, einen Flieger. Aber du — Hugges ist gefallen ...«

Da war er wieder — der Schlag in die Freude.

* * *

Etwas Gerät war inzwischen in der Kammer angekommen. Bettzeug — bei weitem nicht genug. Drei (!) Urinflaschen und Schieber und endlich Verbandszeug. Aber noch immer gab es das eintönige Essen. Der Nachschub stockte immer durch die Partisanentätigkeit. Gottlob war erst jetzt ein großer Verwundetentransport aus dem Stalingradabschnitt angekommen. Das hatte mir ein bißchen Zeit gegeben, mich einzugewöhnen.

Das Zimmer mit den Kopfschüssen war übervoll, Strohsäcke auf der Erde lagen zwischen den Betten. Jeden Tag erlebte man da böse Überraschungen. Über Nacht konnte ein Soldat bewußtlos werden, verlor die Sprache oder die Sehkraft oder bekam epileptische Anfälle.

Neben dem Abbindeschlauch trug ich jetzt auch immer einen Knebel bei mir, um ihn schnellstens zwischen die Zähne schieben zu können.

Der Stabsarzt mußte täglich Lumbalpunktionen und Trepanationen machen. Die Sterblichkeit in diesem Zimmer war groß, man fühlte sich gegen die Meningitis so machtlos. Und der Heldenfriedhof unten wuchs und wuchs.

Nur der Infanterist mit der Paraplegie schien sich zu bessern. Gestern sah ich, wie er mit Erfolg versuchte, seinen linken großen Zeh zu bewegen. Nun machte ich in jeder freien Minute Bewegungsübungen mit ihm.

Aber der sonst so fröhliche Heider ist seit der Nacht bewußtlos und lallt unverständliche Worte vor sich hin. Die linke Seite ist gelähmt, und der Stabsarzt läßt ihn wieder in den OP bringen.

Bier, bei dem das Sprachzentrum angegriffen ist, sprach gestern zum ersten Mal. Ich traute meinen Ohren nicht! Zwei-, dreimal hörte ich ihn "Ola" rufen. Ola heißt eine der Russinnen. Nun versuche ich immer wieder, ihn zum sprechen zu bringen, aber "Ola" blieb vorläufig das einzige Wort.

In Stube 3 ist ein neuer Kopfschuß hinzugekommen, ein Obergefreiter. Wie ein Kind liegt er immer auf der Seite und spricht kein Wort. Er ißt nie von selbst, sondern ich muß ihm die winzigen Spatzenportionen in den Mund stecken. Leut-

nant Lohr, sein Nachbar, war immer traurig. Gerade, als er in die Heimat verlegt werden sollte, bekam er hohes Fieber und wurde von der Liste gestrichen.

»Wir sind alle so mit den Nerven fertig, Schwester. Verzeihen Sie, wenn ich mich benehme wie ein Waschlappen — ich hatte mich so auf die Heimat gefreut!« Warum nur müssen sich die Männer immer entschuldigen, wenn sie mal weich werden?!

* * *

Bei der Post diesmal waren vier Briefe von Hans dabei: »Was mache ich nur mit meinem Urlaub? Ich hatte mir soviel Schönes für uns ausgedacht.« — »Ich liege im Garten und lasse mir meine Narben von der Sonne bescheinen. Warum kannst du nicht neben mir liegen?«

Es ist so gut, ihn jetzt daheim in Sicherheit zu wissen!

* * *

Ich fühlte mich seit Tagen nicht wohl. Mir war oft schwindlig, ich hatte ständig Kopfschmerzen. Wenn ich abends so zwischen zehn und elf Uhr hinter meinem Deckenverschlag verschwand, um die Kurven, das Medikamentenbuch und den Kostzettel zu schreiben und dann die Briefe an die Angehörigen der Gestorbenen, trank ich schon einmal einen kräftigen Schluck Wodka, aber geholfen hatte das bisher noch nichts.

Zwanzig Zugänge mußten auf den Korridoren untergebracht werden. Jetzt war es zwölf Uhr nachts und noch immer kamen Neue. Ich fühlte mich hundeelend. Um zwei Uhr früh war dann alles geschafft, und ich konnte mich endlich unter meiner Wolldecke verkriechen.

Mein Freund, der nette Kärntner aus der Nachtwache mit der Querschnittslähmung, war übrigens tags zuvor in die Heimat verlegt worden. (Er lag ja nicht auf meiner Station) Als er zum Sankra getragen wurde, ließ er mich rufen. Mit beiden Händen hielt er meine Hand:

»Schwesterl — vergelt's Gott tausendmal!«

Ich wünschte mir so sehr, daß er heil zu Hause ankommt und seine Berge noch einmal sieht.

* * *

Nun hatte ich mich doch krankmelden müssen. Ich war einfach zusammengeklappt wie ein Taschenmesser und erwachte auf der Revierstube. 36 Stunden hatte ich hintereinander geschlafen, wie mir die Oberschwester erzählte, und jetzt fühlte ich mich schon wieder ganz gesund.

»Tz tz«, meinte die O., »solange sie noch Fieber haben, bleiben sie schön hier!«

Der letzte Tag war noch besonders schlimm. Willi Pohl aus dem Bauchzimmer ging es so schlecht. Zwei Tage hat er alles herausgebrochen, was man ihm zu essen gab. So oft es ging, war ich bei ihm, hielt seinen Kopf, wischte ihn sauber. Seine Hände klammerten sich an mich, sein Kopf lag auf meinen Knien, wenn die Brechanfälle kamen:

»Was ist los mit mir, Schwester?«

»Au — mein Bauch! Schnell, Schwester, 's kommt wieder!«

Wie ein Sprudel kam es dann aus ihm heraus, schwarz und faulig. Alles war besudelt, das Bett, mein Kleid, meine Arme, die Schuhe. Ich wagte nicht, mich umziehen zu gehen, essen konnte ich sowieso nichts. Gegen 2 Uhr nachts schlief er dann auf die Morphiumspritze ein, und ich legte mich für den Rest der Nacht ins Verbandszimmer auf den Tisch. Schon halb im Schlaf merkte ich noch, wie mir eine der Nachtrussinnen den Kragen aufknöpfte und eine Decke überlegte.

Der nächste Tag verlief ähnlich. Pohl war so schwach geworden, daß er die Augen nicht mehr öffnen konnte. Gegen Mittag, bei der Visite, wurde mir im Korridor schlecht, der Stabsarzt erwischte mich gerade noch am Kragen. Zwei Tage später, nach meinem, wie bewußtlosen Schlaf, erfuhr ich, daß Pohl am Abend gestorben war. Hätte ich nicht noch so lange aushalten können?!

Im Revier wanderten meine Gedanken immer wieder hinüber ins Lazarett, und ich wartete mit Spannung auf meine Vertretung und ihren Bericht; eine ältere Schwester von der Augenabteilung, die im Moment nicht so belegt war. Die Kopfschmerzen waren weg, aber das Fieber noch nicht gefallen. Ich stand oft heimlich auf und setzte mich ans Fenster in die noch immer warme Oktobersonne und sah über den großen Platz. Sah die Schwestern ein- und ausgehen, sah die Sankras vorfahren, sah die Panjewägelchen über die Straße trotten und drüben die Genesungskompanie exerzieren.

So friedlich war das alles und die Ruhe so wohltuend. Ich träumte auch nachts nicht mehr so wirr, und die Gedanken an Heidinger, Pohl und die anderen waren nicht mehr so furchtbar. Hier war Stille und Schläfrigkeit, und das einzig Leuchten-

de waren ein paar rankende Kapuzinerblüten drüben auf der Mauer der Genesungskompanie. Wie schön, daß wieder ein ganzer Packen Post gekommen war. Teilweise älter als vier Wochen. Die Briefe von Mütterchen waren beruhigend. Sie machte sich keine Sorgen, denn sie wähnte mich ja in Norwegen, weit weg vom Schuß — das hatte ich ihr vorgeschwindelt, und die Anonymität der Feldpost hatte es möglich gemacht. Auch wieder fünf Briefe von Hans.

»Das stinkt mir langsam«, schreibt er, »das ist doch eine verkehrte Welt! Du bist draußen, und ich übe hier Sprung-auf-marsch-marsch mit den Knaben. Aber hoffentlich nicht mehr lange. Mutter verwöhnt mich nach Strich und Faden mit Hasenbraten und Klößen. Gestern war ich bei Horsts Mutter. Sie ist sehr tapfer, aber sie hat doch geweint, als sie mich in den Arm nahm — er war ja ihr Einziger ...« Horst, sein bester Schulfreund, war gleich zu Anfang als Leutnant im Frankreichfeldzug gefallen.

Beckendorff schreibt, daß der ganze "Zirkus Bendow" auseinander gerissen ist — jeder bei einem anderen Truppenteil, meist im Osten.

Das war ein herrlicher Verein. Eine Nachrichtenabteilung, die nach dem Polenfeldzug in unserer Stadt im Quartier lag. Die Leutnants, die "Mücken" genannt, hatten sich Tag für Tag im Café Hesse eingefunden, wo wir uns mit noch einigen meiner alten Schulfreundinnen bei Kaffee und Rumtörtchen und dem Gedudel der Zwei-Mann-Kapelle um die Marmortische zwängten. Wir lachten und diskutierten so manche Nacht durch, und das wichtigste Problem unseres Lebens war die Frage: »Was machen wir heute Abend?«

War das wirklich einmal mein Leben gewesen?

Jetzt gab es keine Krümperwagenfahrten mehr, keine durchtanzten Nächte — nur noch die Briefe.

* * *

Die Temperaturen wollten nicht sinken, aber sonst fühlte ich mich wohl. Wenn die Oberschwester nicht gewesen wäre, hätte ich längst wieder Dienst gemacht. So aber saß ich immer öfter am Fenster und sah auf das fremde Stadtbild in der flimmernden Oktobersonne. Die Ruhe und das Fernsein von Schmerzen und Tod ließen langsam wieder Freude an kleinen und kleinsten Dingen in mir aufkommen.

Ich k o n n t e wieder Freude empfinden! Das hätte ich

vor vierzehn Tagen noch nicht für möglich gehalten! Immer wieder kehrte mein Blick zu der kleinen Kapuzinerranke auf der Mauer zurück, die wie ein bunter Klecks in der Sonne lachte. Hinter der Mauer ertönten ein paar Kommandorufe — nicht zu viele, nur eben genug, um den Namen zu rechtfertigen.

Abends, wenn das Dunkel so schnell hereinbrach, wie man es in Deutschland nicht kennt, steckte ich mir eine Kerze an und spielte ein bißchen auf meiner Mundharmonika. Drüben von der Genesungskompanie kam Antwort von einer zweiten.

In diesen Tagen der Besinnlichkeit nahm ich mir vor, ein Tagebuch zu führen. Wer weiß, wofür das einmal gut war! Die Eindrücke überstürzten sich oft, und sicher würde ich nicht alles im Gedächtnis behalten können. Eine der Russinnen besorgte mir für ein Päckchen Zigaretten eine dicke Kladde, aus miserablem Papier und kyrillischen Buchstaben auf dem Umschlag. Von jetzt an werden diese Aufzeichnungen also ein Datum tragen:

* * *

12.10.42

Seit 2 Tagen war mir aufgefallen, daß aus einem Fenster der Genesungskompanie gegenüber ein paar Soldaten mit Feldstechern zu mir aufsahen, lachten und winkten. Und plötzlich standen sie zum Schrecken der Oberschwester vor der Tür der Revierstube.

Sehr höflich, sehr respektvoll brachten sie ihren Wunsch vor, "mit der Schwester spazierengehen zu dürfen". Hackenklappen, Hand an der Mütze.

Welche Frau, vor allem eine so sehr auf Formen bedachte wie die Oberschwester, hätte solch ehrerbietigem Charme widerstehen können? — Sie durften! Zumal meine Temperatur inzwischen bis auf "leicht erhöht" gesunken war.

Die Sonne schien von einem wolkenlosen Himmel, die Luft roch nach frisch abgeernteten Sonnenblumen, und ich lief zwischen den langen Leutnants in das offenen Land hinaus. Alles ringsum war vergoldet und fröhlich, und ich selber fühlte mich so, als hätten die letzten Monate nicht stattgefunden. Ich lief quasi neben mir her als mein zweites Ich, lachte und parierte die Frotzeleien der langen Kerls und atmete tief und beglückt die klare, saubere Luft des weiten Landes — und hatte nicht einmal ein schlechtes Gewissen im Hinterkopf.

Erste Ergänzung:

Im Netz findet sich eine Seite zu **Hans Bartkowiak**, die hier umformatiert eingefügt wird . . .

Oberleutnant Hans Bartkowiak
geb. 08.03.1917 Görlitz / Schlesien
gest. 15.04.1985 Waldkappel / Hessen

F hrer der 1. /G.R. 30
Ritterkreuz am 25.10.1943 Leutnant

Bef rderungen
1938 Schütze
1939 Gefreiter
1940 Unteroffizier
1941 Feldwebel
1941 Leutnant d.R.
1943 Leutnant
1944 Oberleutnant

Auszeichnungen
EK II am 01.07.1940
EK I am 21.09.1941
Anerkennungsurkunde des OB des Heeres am 07.09.1943
Infanterie-Sturmabzeichen in Silber am 30.09.1940
Nahkampfspange in Bronze am 21.12.1943
Verwundetenabzeichen in Schwarz am 28.04.1942
Ostmedaille am 05.09.1942

Hans Bartkowiak trat 1938 als Schütze der 1. / I.R. 30 bei und nahm so am Polen- und Frankreich-Feldzug teil. 1941 Bartkowiak an einem Offiziers-Auswahl-Lehrgang teil und wird, nach Rückkehr zu seinem Regiment, am 17. Juni 1941 zum Leutnant befördert. 1941 wird er als Zugführer in die 6. / I.R. 30 (mot.) versetzt. 1941 erfolgte die Versetzung als Zugführer, in die 5. Kompanie. 1942 verwundet, kommt er ins Lazarett und wird dem Infanterie-Ersatz-Bataillon 30 unterstellt, wo er als Fähnrichsvater Verwendung findet. Ab November 1942 als Pionier-Zug-Führer in die Stabskompanie des G.R. 30 eingesetzt. Für die Kämpfe bei Kucharewa wird Bartkowiak mit der Anerkennungsurkunde des OB des Heeres ausgezeichnet. Im Oktober 1943 wird die 18. Panzergrenadier-Division in den Rollbahnschlachten im Raum Orscha-Smolensk eingesetzt. Dem schlossen sich harte Abwehrkämpfe zwischen dem Dnjepr bei Bobrowa an. Bei den Kämpfen um Bobrowa, Chandogi und Wolkolakowka wurde der Regiments-Pionierzug als einzige Reserve eingesetzt, wobei Bartkowiak überragende Tapferkeit bewies und so gefährliche Durchbrüche verhindern konnte. Dafür erhielt er am 25. Oktober 1943 das Ritterkreuz verliehen.

Zweite Ergänzung:

Aus Elfriede Schades Buch werden noch einige Eintragungen mit Datum eingefügt, die aus den Tagen stammen, als es um die geplante Hochzeit geht. Alle damaligen Formalitäten waren erledigt, der Treffpunkt für die gemeinsame Reise in die Heimat zur Trauung stand fest . . . Dann die Gewißheit, die im Eintrag vom 20. August 1944 zu lesen ist . . . und für Hans Bartkowiak mehr als sechs Jahre Gefangenschaft.

10.6.44

Hans schreibt, daß er auch für sich Heiratsurlaub eingereicht hat. Alle meine Papiere sind vollständig. Es wird wohl doch aber Juli werden, bis wir fahren können. — Zu Hause bereitet Mütterchen alles vor. Das Aufgebot hat sie bestellt, und sie will versuchen, eine kleine Feier auf die Beine zu stellen. Auch Vater will rechtzeitig aus Italien kommen.

Ich wage kaum zu hoffen, daß es wahr wird. Heute kam mit der Post ein Brief an Hans Hartmann zurück: »Gefallen für Groß-Deutschland.« Dieser Passus steht nur auf Briefen an einen SS-Mann, sonst heißt es: »Neue Anschrift abwarten.«

»Sie fallen reihenweise«, schreibt Mütterchen, »und der Braune ist täglich unterwegs.«

16.6.44

Die Engländer — oder sind es die Amerikaner — sind an der Westküste gelandet, meldet der Wehrmachtsbericht. Das ist so weit von hier, man kann sich das schwer vorstellen. Unser Horizont ist so eng — nur das Radio erweitert ihn ein bißchen. Der Osten ist unsere Welt, und wir glauben, daß hier die Entscheidung fällt. Die Entscheidung zum Guten oder zum Bösen.

22.6.44

Der Russe greift mit starken Kräften im Mittelabschnitt an. Es werden schwere Kämpfe im Raum Minsk-Smolensk gemeldet. H a n s ist dort.

1.7.44

Auch im Norden geht die Front weiter zurück, die HKL verläuft dicht an Ostpreußens Grenze.

Ich habe keine Nachricht von Hans. Aber — mein Heiratsurlaub ist bewilligt! Welche Ironie!

2.7.44

Urlaubsbeginn ist am 7.7.

»Die Hochzeit soll am 12.7. sein«, schrieb Mütterchen. »Vater kommt am 8.7. Hermann Kritsch wird auch da sein. Sein Minensuchboot ist in der Ostsee versenkt worden, und man hat ihn eben noch rausgefischt. — Die Hochzeitsgesellschaft wird sehr klein werden, aber das macht euch doch sicher nicht viel aus!? Hauptsache, i h r kommt!

Keine Nachricht von Hans!

5.7.44

Nun hat der Angriff auch hier in unserem Abschnitt mit aller Wucht begonnen. Über Nacht sind alle Häuser voll belegt — auch wir hier draußen — mit frischen Fällen. Bei Lemberg wird gekämpft. Ist doch noch gar nicht lange her, daß ich von dort nach Hause gefahren bin!

Ich habe noch nicht heimgeschrieben — die Nachricht würde sowieso nicht rechtzeitig ankommen. Ich mache meinen Dienst und kann nichts anderes tun, als warten und beten, daß vielleicht doch noch ein Wunder geschieht. Ich sollte es eigentlich besser wissen.

»Ich schicke ein Telegramm, wenn ich hier losfahre«, hatte Hans im letzten Brief vom 12. Juni geschrieben. »Wir treffen uns dann in Przemisl in der Frontsammelstelle und fahren zusammen nach Hause. Ich bin so glücklich!!!«

Aber kein Telegramm von Hans. Wieso auch? Wo ein Angriff stattfindet, findet kein Heiratsurlaub statt.

Aber ich warte!

12.7.44

Heiraten, was ist das? Heimaturlaub, was ist das? War nicht heute ein wichtiger Tag in meinem Leben? Hatte ich heute nicht eigentlich eine Verabredung auf dem Standesamt im Fuldaer Schloß?

Hans — wo bist du? Ich warte auf dich!

15.7.44

Ich warte noch immer. Mein Koffer ist noch nicht ausgepackt. Nur meine Dienstkleidung habe ich wieder angezogen und das Ausgehkostüm in den Schrank zurückgehängt. Heute früh ging ich ohne Erklärung wieder auf Station, arbeite dort, als sei nichts geschehen.

Und nachts sitze ich vor dem Radio und horche auf den Wehrmachtsbericht.

20.7.44

Wenn mich nur keiner anspricht, wenn nur die Oberschwester nicht kommt und fragt!!!

Wie oft kommt die Post? Früh um neun und nachmittags um zwei. Aber Telegramme werden doch sicher gesondert durchgegeben?

2.8.44

Arbeit ist gut. Arbeit ist ein Segen! Je mehr, desto besser. Nur nicht denken müssen, nicht angesprochen werden!

Heute früh wurde Karl mit einem Lazarettzug in die Heimat verlegt. Man wird dort versuchen, durch eine Operation sein Augenlicht zu retten, sagt der Stabsarzt. Beim Abschied gab er mir einen Strauß mit Kapuzinerblüten. Sie hatten ganz unregelmäßige Stiele. »Ich habe sie selbst gepflückt.«

20.8.44

Hans ist vermißt! Ich weiß es jetzt. Der Wehrmachtsbericht sagt, daß seine ganze Panzer-Grenadier-Division eingekesselt und versprengt ist. Und meine Post kommt zurück: »Neue Anschrift abwarten.«

Vermißt in Rußland! Wie groß ist dieses Land! Ich habe jetzt endlich meinen Koffer wieder ausgepackt.

* * *

* * * * * * *